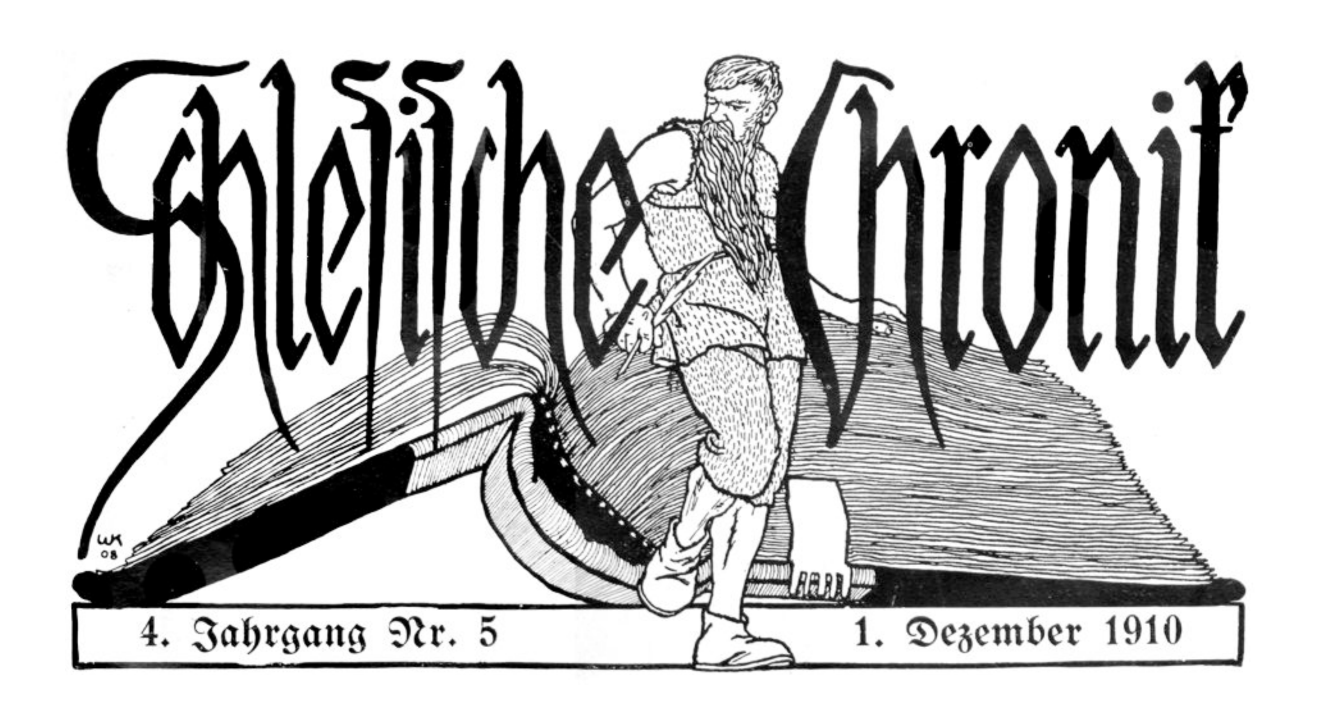




phot. Emil Richter in Glogau

Einweihung eines Gedenksteins für die im Kriege 1866 im Glogauer Lazarett gestorbenen österreichischen Krieger auf dem Garnisonfriedhofe in Glogau am 6. November 1910

Denkmalsweihe auf dem Garnisonfriedhofe in Glogau

Von den im Jahre 1866 als Kriegsgefangene nach Glogau gebrachten Oesterreichern erlagen damals 59 ihren Verwundungen. Ihre Gräber entbehrten bisher jeden Schmuckes. Der „Verein zur Erhaltung der Kriegergräber und -Denkmäler vom Jahre 1866 in Böhmen und Schlesien zu Breslau," dessen Protektor der kommandierende General von Woyrsch ist, hat auch jener in fremder Erde ruhenden treuen Toten nicht vergessen und ihnen einen schlichten aber würdigen Denkstein errichten lassen, dessen Einweihung am 6. November unter erhebender Feierlichkeit vor sich ging. Der Vorstand des genannten Vereins und eine Abordnung des k. k. österreichisch-ungarischen Heeres, bestehend aus den Herren Hauptmann Schauer und den Leutnants Steffen und Josephthal, nahmen an der Feier teil. Divisionskommandeur, Generalleutnant von Kathen, und der Kommandant, Generalmajor von Kalckstein, vertraten die Glogauer Garnison. Die Beteiligung zahlreicher Militärs aller Grade, sowie der drei Glogauer und einiger auswärtiger Kriegervereine trug wesentlich zur Erhöhung der Feierlichkeit bei. Ein von der Artilleriekapelle gespielter Choral und ein Gesangsvortrag des Glogauer Krieger-Sängerchors eröffneten den festlichen Akt, worauf die Feierrede des Oberleutnants a. D. Bulius, des Vorsitzenden des Vereins zur Erhaltung der Kriegergräber, folgte. Auf Befehl des Kommandanten, General von Kalckstein, fiel nun die Hülle unter den Klängen der österreichischen Nationalhymne. Die Absingung der deutschen Volkshymne und Weihereden der Divisionsgeistlichen Pickert und Hilgner, sowie Dankesworte des Führers der österreichischen Abordnung, Hauptmann Schauer, bildeten den zweiten Teil des festlichen Aktes. Der einfache und doch wirkungsvolle Denkstein, der aus der Bildhauerwerkstatt von Besser in Glogau hervorgegangen ist, hat die Gestalt eines etwa 3 Meter hohen, vierseitigen Obelisken. Eine vor ihm liegende Steinplatte trägt die Namen der dort ruhenden, österreichischen Kämpfer.

Die Einweihung des Marie-Annen-Stifts in Liegnitz

Am 30. Oktober wurde ein, edlem Zweck geweihtes Heim, das Marie-Annen-Stift in Liegnitz, durch eine kurze, aber würdige Feier seiner Bestimmung übergeben. Das Heim verdankt seine Gründung der Hochherzigkeit der Gemahlin des früheren Kriegsministers, jetzigen kommandierenden Generals des 7. Armeekorps in Münster, Exzellenz Frau von Einem-Rothmaler. Der Edelsinn einiger anderer Wohltäter, unter denen namentlich Frau vom Rath und der kürzlich verstorbene Geheimrat von Mendelssohn-Bartholdy zu nennen sind, half das Werk fördern. Das Gebäude des Heims hat eine herrliche Lage am Liegnitzer Stadtpark, dem sog. Haag (Nr. 9). Es gehörte vorher Frau Major von Wickede, und ist mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet worden. Es besitzt Zentralheizung und Baderäume und wird von einem umfangreichen, herrlichen Garten begrenzt, so daß es wirklich für seinen Zweck wie geschaffen erscheint. Es soll weniger bemittelten und erwerbsunfähigen Frauen und Mädchen einen sorgenfreien Lebensabend bieten. Das Heim bietet Raum für 20—22 Stiftsfrauen. 6 der Stellen sind bereits vergeben. Bewerbungen um die übrigen Stellen werden noch entgegengenommen. Die Oberin des Heims ist Frau Therese Bloch von Blottnitz. Statutengemäß hat jede der Stiftsdamen jährlich 350 oder 400 Mark zu zahlen. Für diesen Betrag erhält sie ein 1 fenstriges bezw. 2 fenstriges Zimmer, Beköstigung und Beheizung. Die Mahlzeiten sind gemeinsam. Die in das Heim Eintretenden sollen nicht unter 50 Jahren alt sein. Bewerbungen sind an die Stiftsverwaltung z. H. der Vorsitzenden, Freifrau v. Seherr-Thoß, bezw. des Schriftführers, Regierungsrats Große in Liegnitz, zu richten. Die Einweihung, die Pastor prim. Kleinod vornahm, gestaltete sich, namentlich infolge der Teilnahme hoher Gönner des Heims, unter welchen sich auch der Regierungspräsident Freiherr v. Seherr-Thoß befand, zu einer imposanten Feier.

Veteranenehrung in Brieg

Vierzig Jahre sind seit unseren glorreichen Tagen von 1870 dahingegangen. Wohl die große Mehrzahl der wackeren Kämpfer, die damals ein günstiges Geschick behütete, und die dem Würgengel der Schlachten entgingen, sind mittlerweile dennoch von dem schwarzen Fittich des Todes überschattet worden. Es ist aber ein ehrendes Zeichen für den Geist unserer Zeit, einer Zeit, die sonst hastend vorwärtsstrebt und gar zu gern auf Geschehenes vergißt, daß sie in dem einen Punkte ein treues Gedenken bewahrt hat: daß sie nämlich heut noch ein Gefühl des Dankes empfindet jenen wenigen Ueberlebenden gegenüber, die damals das Höchste, was der Sterbliche geben kann, Leben und Gesundheit, für die hohen Güter unserer Nation wagten. Zwar ist auch auf diesem Gebiete mancherlei gesündigt worden, und es mutet uns manchmal an, als ob es jenen Helden ähnlich wie den Helden des Geistes ginge, die gemeiniglich auch erst nach kummervollem Leben im Tode geehrt werden. Glücklicherweise hat die vierzigste Wiederkehr jener großen Tage die Erinnerung an eine große Vaterlandsschuld den Veteranen gegenüber in aller Herzen wachgerufen, und mancherlei ist getan worden, jene Verpflichtung wenigstens einigermaßen abzutragen. Den Veteranen ist, zum Teil auf öffentliche Kosten, ein Besuch der blutgeweihten Stätten des Krieges ermöglicht worden. Pensionen und Steuererlasse haben auch hier und da den alten Kriegshelden einen kleinen, wohlverdienten, klingenden Lohn gebracht. Besonderen Wert legte man aber allerwärts auf ehrende Feierlichkeiten. Von all den vielen, über die selbst im verhältnismäßig engen Rahmen unserer Heimatsprovinz geschrieben und gesprochen wurde, sei die Ehrung der Veteranen des Kreises Brieg, die am 15. Oktober angesichts des Kaiser Wilhelm-Denkmals der Stadt Brieg stattfand, als eine der würdigsten hervorgehoben. Von 10 Uhr ab sammelten sich die aus allen Teilen des Kreises herbeigeeilten alten Krieger auf dem kleinen Kasernenhof Hauptmann d. R. Lange, der die gesamte Feier leitete, sorgte dafür, daß die Veteranen in drei Gruppen, Infanterie mit Jägern und Pionieren, Kavallerie und Artillerie gegliedert wurden. Gegen 11 Uhr bewegte sich der Zug unter den Klängen des Hohenfriedeberger Marsches nach dem Kaiser Wilhelm-Denkmal. Es war ein herzerfreuender Anblick, die zum Teil noch sehr rüstigen Krieger im Schmucke der Eichenreiser, mit heller Freude und teilweise mit heimlicher Rührung im Auge, kerzengerade der voranschwebenden Fahne folgen zu sehen, und unwillkürlich gedachte man des begeisterten Wortes, mit dem der Dichter unser Vaterland feiert:

„Moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Ein dreimaliges Senken der Fahnen der Kriegervereine bildete die erste Ehrung der Veteranen nach ihrer erfolgten Aufstellung am Festplatze, und nachdem das „Niederländische Dankgebet" allen zum Herzen gesprochen hatte, drückte Divisionspfarrer Heise allen in bewegten Worten den Dank des Vaterlandes aus. Nachdem Oberst v. Mülmann das Kaiserhoch ausgebracht hatte, welche Szene unser obiges Bild darstellt, erfolgte der Abmarsch nach dem Breslauer Torplatz, wo die Parade der alten Krieger stattfand. Ein Festessen, an dem 673 Veteranen teilnahmen, schloß das Fest, das so manchem der Teilnehmer die schon langst verblaßte Erinnerung an die stolzen Tage, welche der Einzug der siegreich Zurückkehrenden damals brachte, aufs neue in die Seele gezaubert haben dürfte.



phot. Kurt Gröger in Brieg

Veteranenehrung in Brieg

Kurt Graf Pückler-Limpurg

Der Leiter der Kameruner Station Ossidinge fiel am 22. Januar 1904 in der Nähe von Basso im Kampfe gegen aufrührerische Eingeborene. Der junge Graf, am 28. Oktober 1875 in München geboren, hat durch die Heirat seines Vaters, des Majors Hermann Grafen Pückler-Limpurg mit einer Schlesierin, der Tochter des früheren Generallandschaftsrepräsentanten Grafen Pückler-Burghauß, Dorothee Gräfin Pückler-Burghauß auf Burkersdorf, in Schlesien eine zweite Heimat gefunden. Er gehörte von 1896—1900 im 1. und 5. Garderegiment zu Fuß der preußischen Armee an. Seinen Abschied nahm er, um einen langgehegten Wunsch zu erfüllen und in die Expedition der Nordwest-Kamerun-Gesellschaft einzutreten.

Ungeachtet seiner Jugend wurde er dort bald mit selbständigen Aufgaben betraut, die er mit einer an ihm stets gerühmten Ruhe und Sicherheit zu lösen wußte. Seine Haupttätigkeit erstreckte sich auf die Sicherung, Gewinnung und Erschließung der Ländereien am Croßflusse, die teils von den Engländern, teils von den infolge einer Strafexpedition noch sehr erregten Eingeborenen in Anspruch genommen wurden. Als am 31. Januar 1901 die deutsche Flagge auf dem von einer gemischten Kommission festgesetzten deutschen Terrain endgültig gehißt werden konnte, sprach sich der Gouverneur v. Puttkammer sehr anerkennend über die von dem jungen Führer geleisteten Wege- und Stationsbauten, seine Erfolge bei den Grenznachbarn und die begonnene Erschließung des Croßgebietes aus.

Diese Arbeit setzte Graf Pückler in den nächsten Jahren erfolgreich fort, nachdem er in seiner deutschen Heimat geweilt, und nach seiner Rückkehr zum Leiter der von ihm gegründeten Station Ossidinge ernannt worden war. Mehrere Berichte im deutschen Kolonialblatt (1. September 1903 und 1. März 1904) geben ein anschauliches Bild von den mehrfachen Forschungsexpeditionen, den dabei gemachten Erfahrungen über Fruchtbarkeit des Landes, Gummigewinnung und Wesen und Eigenschaften der wilden Stämme.

Ganz eigenartig berührt der Schluß des zweiten Berichts: „Ich beabsichtige um Ende Januar eine dritte und letzte Reise in das nördliche Croßgebiet zu unternehmen." Sie war seine letzte Reise auf Erden; denn die gleiche Märznummer, die seinen Artikel brachte, hatte zugleich die traurige Aufgabe, seinen Nachruf zu bringen. Nach dem Zeugnis des Gouverneurs hatten sein liebenswürdiges Auftreten, sein ernstes Streben und seine zuverlässige Tüchtigkeit als Beamter ihm allseitig hohe Wertschätzung und Anerkennung erworben, und sein Tod bedeutete für die Kolonie einen schmerzlichen Verlust.

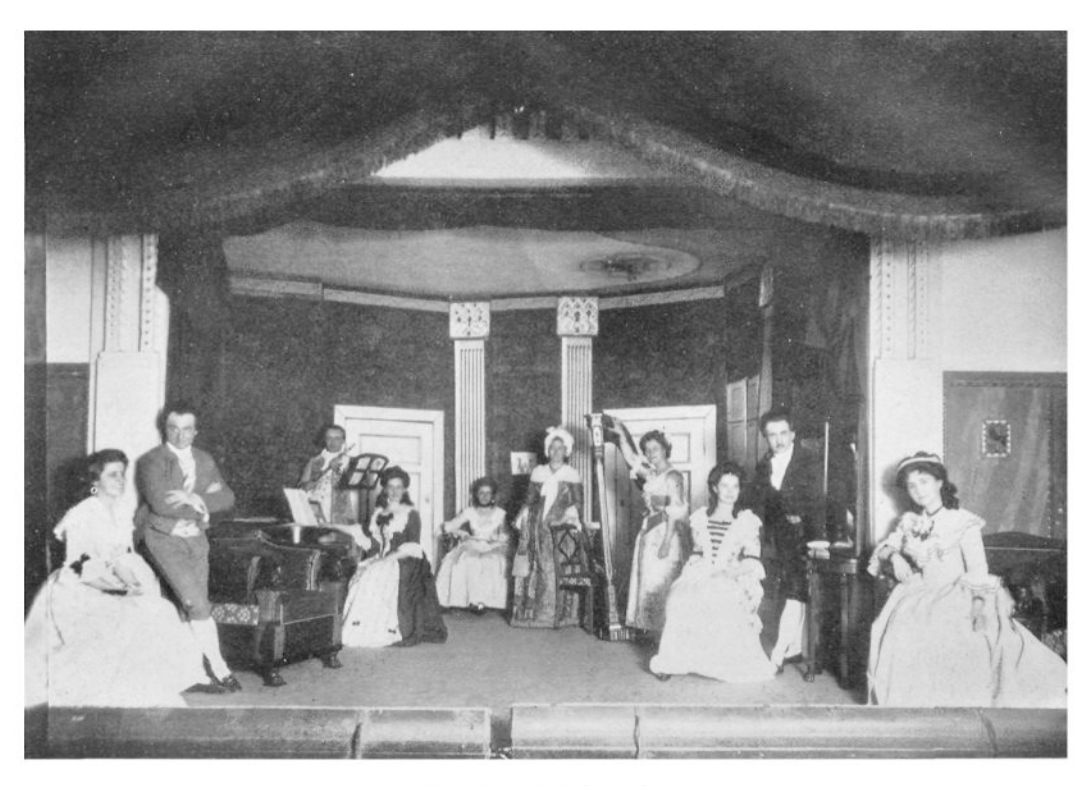
Den Angehörigen in der Heimat blieb nur das lebendige Andenken an den in der Ferne gefallenen, jungen Helden. Ein Kreuz an der Seite seines verewigten Vaters auf dem Familienbegräbnis der Grafen Pückler auf dem Friedhofe von Ober-Weistritz ist seinem Gedächtnis geweiht gewesen. Nun hat sich jene Grabstätte am 28. Oktober dieses Jahres, dem Geburtstage des Ermordeten, noch einmal geöffnet, den Rest seiner Gebeine aufzunehmen, die im vergangenen Sommer unweit des Gefechtsplatzes in einer Felsengrotte gefunden worden sind.

Sein Schädel war dort mit einer Anzahl von Opfergaben umrahmt, welche die Wilden dargebracht hatten, weil unter ihnen der Aberglaube lebt, daß die von ihnen empfundene geistige Ueberlegenheit des weißen Stammes auf sie übergehe, sowie sie die Gebeine eines von ihnen getöteten weißen Feindes verehren und ihnen Opfer darbieten. — Die Feier fand im engsten Familienkreise statt.

C. Schmidt in Breslau

Aus der Zeit des jungen Goethe

In Goethes Jugendtage, da sein leidenschaftliches Herz von der Devise beherrscht wurde, „Alles um Liebe": führte eine glänzende Festvorstellung von Damen und



Ein Abend bei Frau Aja

Frl. Lotte Becher, Frau Dr. Hasse, Frl. v. Hunolstein, Frl. von Maltzan, Gräfin Schmettow, Frl. H. Böhnisch, Dr. Kinkeldey, Dr. Preißner, Frau Gertrud Schüler als Aja, Referendar H. Kaufmann

Herren der Gesellschaft am 5. und 6. November in Breslau zurück. Die schönen Räume der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur reichten für den großen Zuspruch an einem Abend nicht aus, sodaß es wiederholt werden mußte. Sein Ertrag war dem Neubau des Daheims auf der Vorwerkstraße zugedacht und muß nach dem zahlreichen Besuch und dem Verkehr an dem reizenden Blumenzelt, den Büfetts und der Silhouetten- und Gemälde-Ausstellung an miniature ein recht erfreulicher gewesen sein. Voll Reiz und Farbenschönheit war schon der Anblick der zusammenströmenden Festgäste. Die Grazie des Rokoko lebte wieder auf in gepuderten Perücken, Mouches Paniers und Stöckelschuhen, und das eintönige Schwarz des Herrenfracks fand eine angenehme Unterbrechung in den blauen, braunen und grünen Wertherfracks, die einzelne der jüngeren Herren angelegt hatten. Moderne Gesellschaftstoiletten und blitzende Uniformen wogten dazwischen.

Die Festaufführung war unter der literarischen Leitung des Universitätsprofessors Dr. Skutsch, der musikalischen von Dr. Kinkeldey, der Regie von Otto Gerlach und der Tanzleitung des Universitäts-Tanzlehrers Reif vorbereitet worden, und um das Gelingen des ganzen Festes hatten sich Gräfin Bethusy-Huc, Konsistorialrat Hain, Frau Katharina Methner, die Mitbegründerin des Daheims, Fräulein Auguste Roth und Geh. Regierungsrat Dr. Schuler nebst Gemahlin reiche Verdienste erworben. Zu den reizenden Szenen der Festaufführung bildete ein Marsch aus dem siebenjährigen Kriege die Einleitung und bot das bildgeschmückte und biographisch geordnete Programm eine angenehme Erläuterung.

Das erste Bild führte in des jungen Goethe Tanzstunden, die er in „Wahrheit und Dichtung" reizvoll beschreibt. Es zeigte den Tanzmeister im frohen Straßburg, „eine trockene, gewandte, französische Natur," der seine beiden jungen, neckischen Töchterlein zu einem Menuett auf der Violine begleitet. Eine höchst anmutige, lebensvolle Gruppe. (Fräulein Lotte v. Maltzan, Gräfin Hany Schmettow, Cand. med. Rud. Stahl). Den ländlichen bal champêtre in Volpertshausen, an dem der junge Goethe die liebliche blonde Lotte kennen lernte, die ihm sein Herz raubte, dafür aber die Inspiration zu seinem Jugendwerk schenkte „Die Leiden des jungen Werther," zeigte das zweite Bild. Wie hier ein Carree die reizenden Tänze aufführte, die Goethe in einem Briefe an einen vertrauten Freund beschreibt, wie Goethe-Werther alle Qualen des eifersüchtigen Verliebten duldet, das wußte das erste Tanzpaar allerliebst zum Ausdruck zu bringen (Fräulein Lotte Fromberg und Referendar Reinhold Schuster). Otto Gerlach hatte zuvor den erläuternden Brief verlesen.

Ein Abend bei Frau Aja (Frau Geheimrat Schüler) spielte sich in dem Rokokosalon der Frau Rat ab, deren warme, herzensfrohe Art von der Darstellerin aufs glücklichste verkörpert wurde. Die der frohen Jugend angehörigen Gäste bieten ihr Schönstes in Musik und Deklamation und wählen der liebenden Mutter zu Gefallen fast nur Dichtungen ihres Hätschelhans. Die zierliche Musik jener Zeit wird durch ein Flötenkonzert mit Begleitung am dünnbeinigen Spinett, durch Harfenspiel und altfranzösische Chansons, auch durch Altmeister Mozarts „Veilchen" und ein Spottlied auf „das studierende Mädchen" inszeniert. Alle die Mitwirkenden, die zu diesem bunten, lebendigen Bilde beitrugen, die Heiterkeit der liebenswürdig plaudernden Hausherrin, fanden allseitigen, reichen Beifall.

In einer Pause wurde den reichbesetzten Büfetts lebhafter Zuspruch zu teil, an denen Damen der Gesellschaft hingebend ihres Amtes walteten. Dann ging Goethes Dichtung „Die Vögel" in Szene. Der vielzitierte „Ben Akiba" beweist auch hier die Berechtigung seines

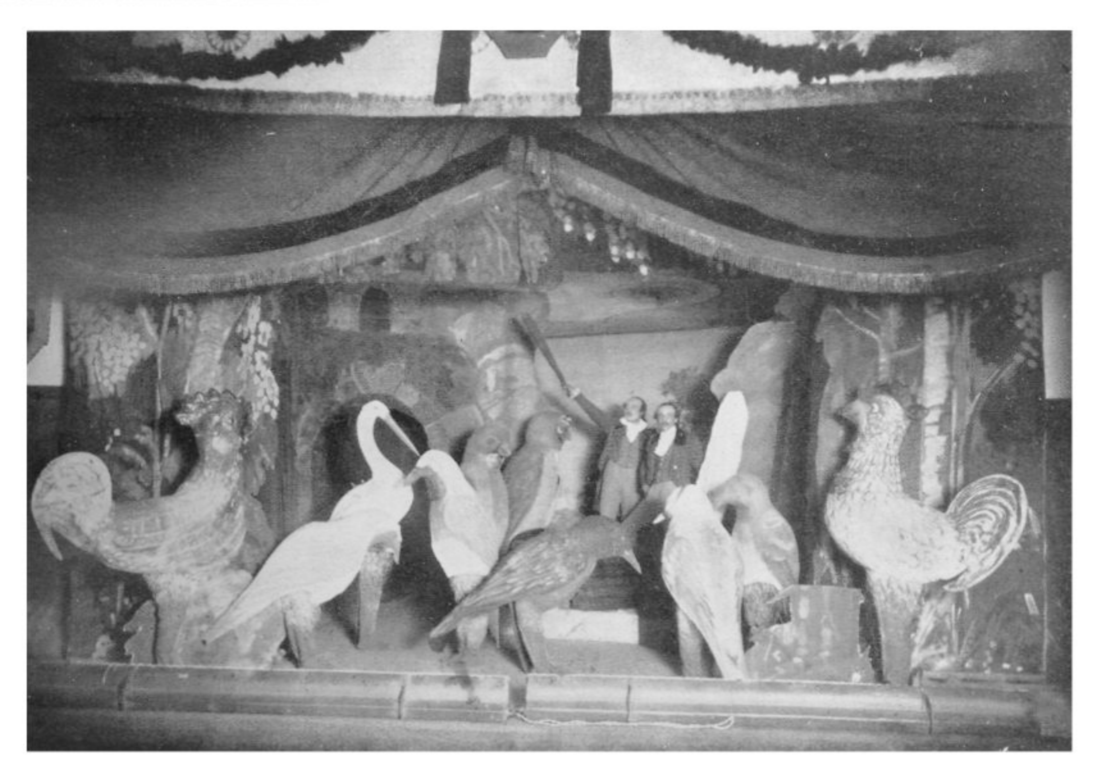


Bild aus der Aufführung der Goetheschen Dichtung „Die Vögel"

Papagei	Schuhu	Treufreund	Hoffegut
Dr. phil. Lehmann	Reg.-Rat Dr. Winkler	Leutnant Steppuhn	Dr. phil. Krüger

weisen Ausspruches, daß „Alles schon dagewesen." Rostands Chanteclair hat schon vor Jahrtausenden in Aristophanes, und vor Jahrhunderten in Goethes: „Vögeln" als handelnden Personen, seine Vorläufer gehabt, und grämliche Kritiker, mundgewandte Volksredner, eine kritiklose, leicht umzustimmende Menge freuen sich heute wie damals ihres Lebens und werden in alle Ewigkeit nicht aussterben. Nicht alle Feinheiten und Satiren mit denen Goethe die literarischen Erscheinungen seiner Zeit geißelte, werden den Zuschauern verständlich geworden sein, allein das treffliche Zusammenspiel und die muntere groteske Mimik des Kritikers Schuhu und seines Famulus' Papagei, der zerzausten Dichter und des Feder-Stimm-Vieh's erweckten doch lebhafte Heiterkeit.

Altertümer, Ausgrabungen

Waldenburg. Der Altertumsverein für das Waldenburger Land, der ca. zwei Jahre besteht, hat schon eine solch stattliche Anzahl sehenswerter Altertümer, darunter Möbelstücke, Kleider, Kostüme und Geräte, gesammelt, daß die Errichtung eines eigenen Heims durchaus nötig erscheint. Vorläufig ist die Sammlung in der neuen evangelischen Schule untergebracht.

Sprottau. In dem ehemals Heinrichschen Gartengrundstück auf der Höhe des Hampelberges ist bei Fundamentierungsarbeiten in einer Tiefe von noch nicht einem Meter eine heidnische Begräbnisstätte aufgedeckt worden. Man fand ein von Steinen formlos zusammengefügtes Grab mit brüchigen Knochenresten und rundlichen Feuersteinen. Auch Teile von Urnen mit Kohlen- und Aschereſten wurden zutage gefördert.

Löwenberg. Einen wertvollen Fund in einer Bodenkammer seines Hauses hat hier der Bürger Schröder gemacht. Bereits vor längerer Zeit fand er dort einen Taler, ohne dem Funde Bedeutung beizulegen. Bei der jetzt aber vorgenommenen Dachreparatur fand er noch 44 Talerstücke. Da der neueste derselben die Jahreszahl 1861 trägt, kann der Schatz nur nach diesem Jahre dort verborgen worden sein, und man nimmt mit Recht an, daß der Vorbesitzer, der im Feldzuge 1866 geblieben ist, das Geld versteckt hat, ohne es jemanden zu verraten.

Oppau, Kreis Landeshut. Bei der Entfernung des alten Mörtels im Innern der Kirche wurden uralte interessante Wandmalereien bloßgelegt, welche einstens die alte Kapelle schmückten, auf der die jetzige Kirche im Jahre 1660 erbaut wurde. Die Gemälde sollen aus dem 15. Jahrhundert stammen.

Jubiläum

Bunzlau. Auf ein 100jähriges Bestehen konnte kürzlich das Hotel „Schwarzer Adler" zurückblicken. Während dieser Zeit hat es 14 mal seinen Besitzer gewechselt. Als historische Begebenheit dürfte nicht unerwähnt bleiben, daß Napoleon I. im Jahre 1812, als er sich auf der Flucht aus Rußland befand, in diesem Hotel übernachtete.

Bergbau

Friedeberg a. Qu. Nachdem bereits früher die beiden Grundstücke des Ziegeleibesitzers Leder und des Gutsbesitzers Zahn in Steine zur Erschließung des Kaolinlagers von der Betriebsfirma erworben worden sind, haben nunmehr weitere Grundstückskäufe stattgefunden, um die wertvolle Porzellanerde zu gewinnen. Das Unternehmen, das sehr umfangreich zu werden verspricht, dürfte nicht nur der Gemeinde Steine, sondern auch den benachbarten Ortschaften neue Erwerbs- und Einnahmequellen bringen.

Das tiefste Bohrloch der Welt. Das tiefste Bohrloch der Welt war bisher das von Paruschowitz bei Rybnik mit einer Tiefe von etwas mehr als 2003 Meter, das die

ganze Mächtigkeit der oberschlesischen Steinkohlenformation durchteuft hat und dabei über 80 Kohlenflöze durchsetzte. In Amerika ist man nicht tiefer als etwa 1500 Meter gelangt. Jetzt hat Deutschland in demselben oberschlesischen Gebiet seinen eigenen Rekord geschlagen mit dem Tiefbohrloch von Czuchow, das ursprünglich 2500 Meter in die Erde hinuntergehen sollte, dann aber im März 1909 bei rund 2240 Meter beendet wurde. Diese technischen Leistungen, die in erster Linie zugunsten der bergbaulichen Erforschung geschehen, haben noch eine besondere wissenschaftliche Bedeutung, weil durch thermometrische Messungen in den Tiefbohrlöchern Bestimmungen über die Zunahme der Temperatur von der Erdoberfläche nach dem Erdinnern hin erzielt werden können. Solche Beobachtungen bieten die einzige Grundlage für die Beurteilung der Wärmeverhältnisse im Erdinnern. Auch das neue Bohrloch von Czuchow ist zu diesem Zweck benutzt worden. Die Ergebnisse bespricht der Landesgeologe Michael in den Monatsberichten der Deutschen geologischen Gesellschaft. Die tiefste „Station", bis zu der man mit dem Thermometer vordringen konnte, lag bei 2221 Meter Tiefe, da sich das Bohrloch in den noch fehlenden 20 Meter mit einer Schlammschicht gefüllt hatte. Die Temperatur in der genannten Tiefe betrug 83,4 Grad. In 500 Meter belief sie sich auf etwa 26, in 1000 Meter auf 40 und in 1500 Meter auf 68 Grad. Der Durchschnitt der Wärmezunahme ist danach zu einem Grad auf je 31,8 Meter berechnet worden. Dieses Mittel, das in der Geologie als „geothermische Tiefenstufe" eine überaus wichtige Rolle spielt, stimmt mit früheren Messungen in anderen Bohrlöchern gut überein, obgleich in den verschiedenen Erdgegenden große Schwankungen vorkommen.

Primkenau. Bedeutende Schlackenausgrabungen wurden in unmittelbarer Nähe der Lauterbacher Stärkefabrik vorgenommen. Die Eisenschlacken, welche schon länger als 100 Jahre in der Erde ruhen, sind Ueberreste der Raseneisensteine, die zu damaliger Zeit zur Bereitung des Eisens in unserer Gegend Verwendung gefunden haben. Sie sind damals meist zur Planierung und Anlegung von Wegen benutzt worden. Was die Schlacken heute so wertvoll und begehrenswert macht, ist der hohe Prozentsatz an Eisen und Schwefel, den sie enthalten. Bisher sind schon mehrere tausend Zentner Schlacken abgefahren worden, die sämtlich nach Morgenroth in Oberschlesien verfrachtet wurden, um einen nochmaligen Hochofenprozeß durchzumachen.

Silberberg. Ein Berliner Bergwerksunternehmen hat die Braunkohlengrube „Fortuna", zwischen Frankenstein, Münsterberg und Strehlen liegend, angekauft. Die Bohrungen sollen demnächst beginnen, sie werden vom Ingenieur Ulbrich in Silberberg geleitet. — Mit dem Fördern von Mangan und Eisenerz in Wiltsch bei Silberberg ist bereits begonnen worden.

Musik

Die diesjährige Konzertsaison hat nach einem schwachen Auftakt, den mehrere künstlerisch nicht allzu wertvolle Monstrekonzerte kleiner Männergesangvereine bildeten, mit volltönenden Akkorden eingesetzt. Konzerte wie das des Berliner Domchors oder des Bernhardinkantors Max Ansorge waren gut besucht; hier ist der künstlerische Ruf so hellklingend und lockend, daß die Zuhörer in dichten Scharen in die Kirchen eilen. Auch Frau Staegemann-Sigwart besitzt zahlreiche Anhänger, ebenso Franz von Veczey. Aber selbst ein Künstler von der Bedeutung Koczalskis vermag nur mit Mühe den Saal zu füllen.

Das schon erwähnte Konzert des Berliner Domchors unter Rüdels Leitung verlief überaus würdig. Die Knaben sangen ungleich schöner als vor einigen Jahren. Der neue Leiter hat als Stimmbildner Hervorragendes geleistet, und die musikalische Sicherheit des Chores ist über jede Kritik erhaben, so daß man von allen Kompositionen, die der Domchor bringt, ein ideales Bild erhält. Max Ansorge spielte ein klangschönes Konzert von Rheinberger und das von Seyffert-Berlin sehr geschickt und feinfühlig restaurierte D-moll-Konzert von Händel mit Meisterschaft. Was Ansorges Spiel so schätzenswert macht, ist nicht nur die auf höchster Kultur stehende Technik des Künstlers, sondern die durch monatelanges Beschäftigen mit einem Werke erlangte Vertiefung in Geist und Wesen der Kompositionen. Mit peinlichster Genauigkeit berücksichtigt Ansorge auch die kleinsten Vorschriften der Autoren und sucht durch die Entfaltung seines bedeutenden Könnens den schaffenden Meistern, namentlich den modernen, ein aufopferungsvoller Dolmetscher zu sein. Raoul v. Koczalski gab vier Klavierabende. Am ersten befand er sich in glänzender Disposition und erntete besonders für sein Chopinspiel lebhaftesten Beifall. Nach und nach führt er einen Zyklus eigener „Preludes" vor, auf die wir später noch einmal zurückkommen wollen. Der auch in Oberschlesien tätige Pianist Hugo Standke setzte u. a. seine hervorragende technische Kraft mit Glück für die 1. Sonate des russischen Komponisten Glazounow ein, und Herr Georg Dahle fand für die Vorführung moderner Balladen, unter denen Alfred Besuchs: „Die Trommel des Ziska" hervorragte, vielen Beifall.

Die Oper arbeitete bisher mit erprobten Repertoirstücken. Von den in unser Ensemble neu eingetretenen Kräften hat sich Herr Hecker, ein stimmlich hochbegabter Baryton, als sehr nützliche Kraft erwiesen. Er kommt in erster Linie für die Besetzung hochliegender italienischer Partien in Frage, für deren Erledigung ihm auch sehr noble Gesangsmanieren zur Verfügung stehen. Von unserer neuen Hochdramatischen, Frau Florentin-Weber, sind vornehm dargestellte und edel gesungene Heldinnenrollen zu erwarten. Die übrigen Mitglieder der Oper befinden sich jetzt, nachdem sie den üblichen Saisoneröffnungskatarrh überwunden haben, mit alter Frische auf dem Platze und sorgen für überwiegend vortreffliche Vorstellungen. Dem Zuge der Zeit folgend, hat Dr. Löwe auch ein exquisites Operettenensemble zusammengestellt, dessen wertvollste Kräfte die Damen v. Größl, Linda, Fiedler und Wandrey sind.

Das stärkste Interesse unter den musikalischen Darbietungen, die uns die zweite Hälfte des Oktobers brachte, nahmen außer den Veranstaltungen des Orchestervereins zwei Konzerte der Breslauer Gesangakademie in Anspruch. Schon in der vorigen Saison gab Herr Theodor Paul die Anregung zur Aufführung des Pater Hartmannschen Oratoriums: „Das letzte Abendmahl." Der starke äußere Erfolg dieses Werkes veranlaßte ihn, auch eine zweite Schöpfung des Franziskaners vorzuführen und zwar das Oratorium: „Der Tod des Herrn." Wenn man dem Komponisten gerecht werden will, muß man sich auf den Standpunkt stellen, daß er zu bekannten Worten eine Andachtsmusik für einen Kreis gleichgesinnter Freunde schreiben wollte. Das hat er mit anerkennenswertem Fleiß und mit frommer Herzenseinfalt getan. Dem Oratorium als Kunstform neue Wege bahnen, wollte und konnte er nicht. Seine künstlerische Kraft kennt jetzt die Oeffentlichkeit, und hier und anderwärts, z. B. in München, hat man die Grenzen seines musikalischen Ausdrucksvermögens festgestellt, so daß die Veranstalter gut tun würden, in Zukunft die Werke ihrem Wesen und ihrer Bedeutung entsprechend vor einem Auditorium aufzuführen, für das der Komponist seine Gedanken formte. Dann fällt der Verdacht der Selbstüberschätzung, der ungerechtfertigter Weise auf diesen geworfen worden ist, von selbst weg. Die Aufführungen waren auch diesmal hervorragende Taten. Herr Paul hat wieder mit Sorgfalt und mit bestem Erfolge seines Amtes als Chorleiter gewaltet und außerdem ein vorzügliches Solistenensemble geworben.

Aus der Fülle der Solistenkonzerte seien die unvergeßlich schönen Abende Vosceys, Elmans und der Culp



phot. Dalibor in Breslau

Mitglieder des einzigen schlesischen Golfklubs beim Spiel

erwähnt und an das Auftreten des Ehepaares Gura erinnert. Herr Hermann Gura stammt aus Schlesiens Hauptstadt. Sein Vater, der intelligenteste Balladensänger des vorigen Jahrhunderts, war von 1867—1870 am Breslauer Stadttheater als lyrischer Baryton tätig, und sein Sohn ist fern der Heimat — am Hoftheater in Schwerin und in Berlin — gleichfalls zu einer Berühmtheit herangereift. Nun hat er uns mit seiner eigenen Kunst bekannt gemacht, und wir haben die künstlerische Art seines Lieder- und Balladengesanges schätzen gelernt. Die Gattin, Frau Gura-Hummel, bot infolge von Indisposition nur Problematisches. Das durch sein vielfaches Auftreten in unserer Provinz bekannt gewordene „Breslauer Vokalquartett" hat in seiner Neugestaltung — Sureck, Borik, Janssen und Gärtner — bereits schöne Erfolge gehabt und ist berufen, der in Schlesien heimischen Gesangskunst auch jenseits der gelbweißen Pfähle Anerkennung zu verschaffen.

R. Bilke

Sport

Wir bringen anläßlich des kürzlich abgehaltenen Golfwettspieles des Akademischen Englischen Sportklubs in Breslau ein Bild, das einige Mitglieder des Klubs bei der Ausübung des Golfsportes zeigt. Das in England schon 1452 urkundlich erwähnte und jetzt außerordentlich beliebte Spiel hat wie anderwärts in Deutschland viel früher, nun auch in Schlesien, auf der alten Rennbahn in Scheitnig eine neue Heimat gefunden; leider aber ist der genannte Verein in Schlesien immer noch der einzige, der das „royal game" betreibt.

Der Spielplatz ist ein flacher, grasbewachsener Boden, rund verlaufend und mit Hindernissen aller Art durchsetzt. In Abständen von 100-200 Meter ist je ein kleines Loch gegraben, von einem glatt geschorenen Rasenplatz umgeben und mit einer Fahne bezeichnet. Es gilt nun, einen kleinen, weißen Guttaperchaball mit möglichst wenig, also möglichst weiten Schlagen, der Reihe nach in alle Ziele einzutreiben. Zum Schlagen bedient man sich verschiedener Holz- und Eisenkeulen, die je nach der Lage des Balles auf ebenem oder unebenem Gelände und nach der Art des beabsichtigten Schlages Verwendung finden. Das Spiel betreiben in der Regel zwei Personen gleichzeitig, im Wettspiel begleitet sie ein Unparteiischer, der die Zahl ihrer Schläge notiert.

Das Spiel verdankt seine Beliebtheit einer ganzen Reihe von Vorzügen und Feinheiten. Hier seien nur kurz erwähnt: die individuelle Freiheit, die es gewährt, indem die Anstrengungen und Erfolge jedes Spielers unabhängig sind von denen anderer, der Abwechslungsreichtum, den die Mannigfaltigkeit des Spielplatzes und Benutzung der verschiedenartigsten Schlagkeulen mit sich bringt, die körperliche Ausbildung durch das Schwingen und weite Ausholen mit den Keulen, wie das Drehen und Biegen in den Hüften, und nicht als geringster Vorzug die Möglichkeit, daß der Golfsport bei jeder Witterung, zu jeder Jahreszeit von Personen beiderlei Geschlechts, von jung und alt unter den gleichen Bedingungen betrieben werden kann.

Persönliches

Der Geh. Ober-Reg.-Rat, Notarius und Apostolische Konsistorialrat Rudolf **Dittrich** in Breslau, konnte am 24. Oktober auf den Tag zurückblicken, an dem er vor 60 Jahren, im Jahre 1850, zum weltlichen Rat der fürstbischöflichen geheimen Kanzlei ernannt wurde. Er

ist 1819 in Breslau geboren, besuchte das Matthiasgymnasium in Breslau, studierte Rechts- und Staatswissenschaften an den Universitäten Breslau und Berlin, war Auskultator am Stadgericht in Breslau und Stadtsyndikus und Polizeirat in Neiße. Am 1. September 1850 trat er als Syndikus des Domkapitels in die Diözesanverwaltung ein.

In Kreiwitz bei Neustadt OS. ist am 23. Oktober der schlesische Historienmaler **Heinisch** im Alter von 72 Jahren gestorben. Sein Spezialgebiet war die kirchliche Bildmalerei, und sehr viele Oelgemälde in schlesischen Kirchen und Kapellen stammen von ihm. Heinisch war geboren am 16. Juli 1838 zu Langendorf, Kreis Neiße. Zu seiner Fachausbildung war er 5 bis 6 Jahre in Breslau, zuletzt als Schüler des Historienmalers Hamacher tätig. Nachher war er etwa 5 Jahre auf der Akademie in Berlin, dann in Düsseldorf. Nach kleineren Studienreisen ließ er sich in Kreiwitz nieder. Seine Werke sind zumeist in Schlesien und anderen Provinzen, auch im Auslande untergebracht. Seine letzten bedeutenden Arbeiten waren die Kreuzwege in Löwen und Groß-Carlowitz.

Der in der Nacht zum 25. Oktober gestorbene Generaldirektor der Gräfl. Ballestremschen Verwaltung, Bergrat Franz **Pieler**, war am 11. Mai 1835 in Arnsberg in Westfalen als Sohn des Gymnasialoberlehrers Professors Pieler geboren. Er studierte Berg- und Hüttenfach und wurde 1867 zum Bergassessor ernannt. In demselben Jahre noch wurde er Revierbeamter im Bezirk Burbach-Sieg, von wo er im Jahre 1871 unter Ernennung zum Bergmeister nach Dillenburg in Nassau versetzt wurde. Die Kriege gegen Oesterreich und Frankreich machte er als Offizier mit und schied 1873 als Hauptmann aus dem Heeresdienste. In demselben Jahre trat er aus dem Staatsdienste und übernahm die Leitung der Gruben der Gesellschaft für Steinkohlenbergbau im Wurmrevier bei Aachen und der Grevenberger Gruben. 1883 trat er in die Dienste der Dortmunder Union ein. Im September 1885 siedelte er nach Ruda über, wo er seit dem 1. Oktober 1885 mit der Oberleitung der Gräfl. Ballestremschen Güterdirektion betraut wurde. Damals betrug die gesamte Förderung der Gruben 300 000 Tonnen, heute beläuft sie sich auf über zwei Millionen Tonnen.



phot. Geier in Breslau

Sanitätsrat Dr. Melchior Willim

Am 28. Oktober verschied mitten in Ausübung seines Berufes der weit über Breslaus Grenzen hinaus bekannte und beliebte praktische Arzt, Sanitätsrat Dr. Melchior **Willim**, ein Mann, der es in seltenem Grade verstanden hat, sich das Vertrauen und — man darf wohl sagen — die Liebe eines ausnahmsweise großen Patientenkreises zu erwerben und zu erhalten. Nicht zum kleinsten Teile trug hierbei auch seine unermüdliche Tätigkeit bei. Seine Patienten können sich nicht erinnern, daß er jemals unter Hinterlassung eines Vertreters einen Erholungsurlaub genommen hätte. Die allgemeine Teilnahme zeigte sich so recht bei der Beerdigung dieses „Volksarztes" im edelsten Sinne des Wortes. Tausende von teilnehmenden Zuschauern wohnten derselben bei, und die Flüsterworte der einzelnen ergaben, daß es dem Verstorbenen durch sein schlichtes Auftreten gelungen ist, sich zum leuchtenden Mittelpunkte eines förmlichen Legendenkreises zu machen. Der als Arzt wie als Mensch gleich geschätzte Mann wurde am 25. August 1855 zu Pilchowitz, Kreis Rybnik, als Sohn des praktischen Arztes Melchior Willim geboren, besuchte seit Michaelis 1866 das Matthiasgymnasium in Breslau und verließ diese Anstalt am 15. Oktober 1874 mit dem Maturitätszeugnisse. Nach zweieinhalbjährigem Studium an der Breslauer Universität absolvierte er im März 1877 das tentamen physicum. Im Juli 1878 bestand er das examen rigorosum und im Wintersemester desselben Jahres die ärztliche Staatsprüfung. Nachdem er von Mai bis Oktober 1879 als Assistenzarzt des Professors Fischer gewirkt hatte, promovierte er am 27. November desselben Jahres. Auf kurze Zeit wirkte er nunmehr als Assistenzarzt des berühmten Nervenarztes Prof. Dr. Müller in Wiesbaden, und nach seiner am 1. Mai 1880 erfolgten Vermählung mit der Herzogin Pauline von Württemberg ließ er sich dauernd in Breslau nieder.

Kleine Chronik

November

1. Die Post in Zobten feiert das Fest ihres 100jährigen Bestehens.

2. In Petersdorf bei Hirschberg wird ein Kaufmann von einem Hirsche angefallen und mit dem Geweih erheblich verletzt.

3. Ein Dampfkran der Schlesischen Dampfer-Kompagnie in Breslau brennt zum Teil nieder.

4. Bei der Vornahme von Erdarbeiten auf der Rodelbahn bei Münsterberg findet man mehrere Geschosse aus älterer Zeit.

5. Im Garten der Frau Amtsvorsteher Aust in Landeck steht ein Fliederstrauch in voller Blüte.

5. In Breslau fällt der erste Schnee; im Riesengebirge findet ein so bedeutender Schneefall statt, daß schon am 6. die Bahn Schlesische Baude - Josephinenhütte eröffnet werden kann.

6. Pastor Harnisch und der Hausvater der Herberge zur Heimat in Brieg, die mit der Vorbereitung eines Lichtbildervortrages beschäftigt sind, werden infolge Explodierens des Karbidbehälters schwer verletzt.

7. Die dem Grafen Strachwitz gehörige Brauerei in Bertelsdorf bei Lauban wird durch ein Hochfeuer vernichtet.

8. Auf der Schneekoppe wird ein außergewöhnlich starkes St. Elmsfeuer beobachtet.

12. Eine auf der Landstraße zwischen Klettendorf und Tinz befindliche Automobildroschke geht in Flammen auf.

13. Der Aviatiker, Architekt Kahnt, veranstaltet in Sagan ein Schaufliegen mit einem Gradeapparat. Er vollführt drei glücklich gelungene Flüge.

Die Toten

November

4. Freifrau Cecile von Lüttwitz, geb. Gräfin Strachwitz, 75 J., Tschinschwitz.
Herr Fabrikbesitzer Curt von Gablenz, 63 J., Haynau.

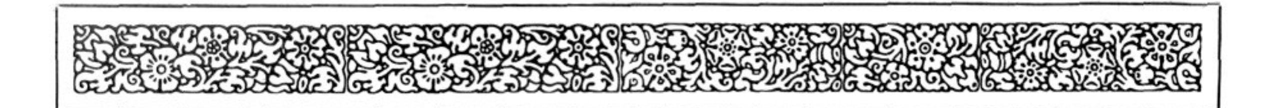
5. Herr Medizinalrat Dr. Viktor Leder, 69 J., Breslau.

7. Verw. Frau Rektor Agnes Schneidratus, 56 J., Breslau.
Herr Oberwachtmeister Jaromir von Bohlen, 77 J., Breslau.

11. Herr Hauptlehrer Reinhold Hoinkis, Paulau b. Brieg.

13. Herr Hotelpächter August Hoheisel, 49 J., Breslau.

16. Herr Eisenbahn-Obersekretär Richard Zimmermann, 46 J., Breslau.



Die Illersdorfer

Von E. H. von Zagory (Schluß)

Ueber Jadwiga und das, was er mit ihr zuletzt gesprochen hat, hat er niemals ein Wort geäußert, weder zu mir noch zu Elisabeth; und wir begriffen es beide. Ueber das höchste Glück und den tiefsten Schmerz, den unsere Seelen empfinden, können wir nicht sprechen. Menschenworte kommen uns dann wie Entweihung vor. Aber ihr Bild, welches sonst tief versteckt war, hing wieder über seinem Schreibtisch. Auch erzählte mir Elisabeth, daß er sich da unten ein Grab neben dem Jadwigas gekauft habe.

Jetzt dachte er aber noch nicht ans Sterben. Er war lebhaft und voller neuer Pläne für Illersdorf und seine Leute. Er meinte, wir in Schlesien würden stiefmütterlich behandelt. Wir könnten unsere Produkte lange nicht so verwerten wie der Westen und Süden.

Hedwig ist eine glückliche Braut, und ich glaube, sie wird einmal eine Frau, die ihren Mann wirklich glücklich machen wird; denn sie ist klug und gut, kann wirtschaften, versteht manche schöne Kunst, hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und kann sich selbst vergessen, um andere glücklich zu machen. Solche Frauen machen glücklich und werden auch glücklich.

Karl ist ein tüchtiger Offizier, einer jener Offiziere, den seine Soldaten achten, und vor dem sie Respekt haben. So jung er auch ist, er hat ein Herz für seine Leute; er behandelt sie so, daß er ihnen ihre Dienstzeit lieb macht, und sie stolz darauf sind, Soldaten zu sein und ihres Königs Rock zu tragen. Das ist es ja aber, was wir in der heutigen Zeit brauchen.

Seiner Mutter gleicht er äußerlich sehr und im Temperament. Er hat ihre Liebenswürdigkeit, ihre leichte Auffassungsgabe, ihre Geschicklichkeit und ihren Stolz, aber er besitzt nicht ihre Oberflächlichkeit, sondern deutsche Tiefe, deutsche Zähigkeit, deutsche Denkart und deutsche Treue.

Er will noch ein paar Jahre seinem Könige dienen und dann Landwirt werden; denn er behauptet, Illersdorf wäre doch am allerschönsten und der Beruf des Landwirts der allerbeste; denn in keinem anderen Beruf hätte man so eine Heimat, als wenn man eine eigene Scholle unter den Füßen hätte; und wenn man sich auch darum quälen müßte; wenn man auch vielfach entbehren müßte, was die Stadtbewohner täglich haben. Das Heimatgefühl, das einem die eigene Scholle gibt, sei doch köstlicher als alles andere.

Und der Junge hat recht. Es wäre ein Segen, wenn viele so dächten. Dann würde aus der Flucht nach der Stadt bald eine Flucht auf das Land, und wir bekämen ein kräftigeres, an Leib und Seele gesünderes Geschlecht statt der blassen, verkümmerten, nur aus Nerven zusammengesetzten Großstadtpflanzen.

Meine Illersdorfer sind mir dafür der beste Beweis. Was an ihnen schwach und krank war, hat Leid und Sturm vernichtet. Was gesund war, ist noch einmal so stark geworden wie früher. All das Gute in ihnen ist nun aufgegangen und bringt Blumen und Früchte für alle, die mit ihnen in Berührung kommen. Ich habe meine helle Freude an meinen Illersdorfern gehabt und mir von „derheeme“ erzählen lassen.

Aus jedem Worte habe ich es herausgehört, daß sie nun in der Heimat festgewurzelt sind; daß sie mit klaren Augen in das Leben blicken; daß sie die Hände regen zum Wohle ihrer Leute und zum Wohle des ganzen Vaterlandes; daß sie überall nicht nur mit Gaben, sondern mit ihrer Persönlichkeit dabei sind, wo es zu helfen und zu fördern gilt.

Wer so handelt, kann nie unglücklich sein.

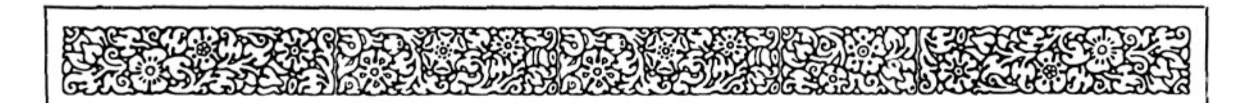
So sind, so denken meine Illersdorfer, so sind, so denken wir Schlesier überhaupt.

In Stürmen fest stehen, in Treue fest bleiben, was auch kommen mag; wenn wir verzeihen, auch vergessen; überall grüne Blätter finden; allen Menschen helfen, so weit es in unseren Kräften steht; da, wo man uns hinstellt, arbeiten zum Wohle des Ganzen: das ist schlesische Art.

O du mein Schlesien, bleib, was du bist, ein Edelstein im deutschen Vaterlande, den jeder wert halten muß, weil er echt ist!

Ja, unser Pinchen hat Recht. Man müßte ihr ein Denkmal setzen.

„Länder gibt es uff der Welt allerhand,
Doch keins ist so schön wie das Schlesierland.
Das ist ein Land wie ein Edelstein.
Stulz wulln mer sein,
Daß mer Schlesier sein!“



L. Harthausen

Novelle von M. Wolff-Vandersloot

Redakteur Hunold Warnow lächelte belustigt und beifällig, als er die Lektüre der neuesten Einsendung L. Harthausens beendet hatte. Seine Gedanken hätten sich ungefähr in folgenden Satz fassen lassen: „Ein schlauer, gerissener Kerl, dieser Harthausen! Seine Skizzen mit flotter Hand nach der Natur zu zeichnen, das versteht er. Und ein leichtes, lustiges Leben muß er führen! Denn vom Winkel aus lernt man die Menschen und besonders die Frauen nicht so kennen, wie er sie kennt."

Und während er das Annahmeschreiben unterzeichnete, sagte er sich mit Befriedigung, daß er auch gerade kein unerfahrener Knabe sei, was das schöne Geschlecht beträfe. Er rückte seinen Kneifer auf der energischen Nase zurecht und sah nachdenklich in den nüchternen Redaktionsraum. Leichte, graziöse Gestalten glitten an ihm vorüber, und niedliche Köpfchen lächelten ihm einen Erinnerungsgruß zu. Der ganze Reigen zierlicher oder stattlicher Frauen, die seit der Primanerzeit sein mehr oder minder warmes Interesse erregten, tanzten um ihn herum, und seltsam — es fiel ihm zum ersten Male auf, wie ähnlich sie einander sahen, — blond die eine, braun die andre — ein paar äußere Unterschiede, aber sonst das gleiche Puppenhafte, Spielerische — eine wie die andre im letzten Grunde . . . .

Der Schlag der Uhr, die den Redaktionsschluß verkündete, riß ihn aus seinen Betrachtungen über das Weib. Er schüttelte den Kopf über seine Versonnenheit und sagte sich, daß es höchste Zeit sei, ein Weilchen auszuspannen. Nun, morgen ging es ja in den Urlaub. Dem Himmel sei Dank! —

Mit dem tiefwohligen Gefühl des endlich einmal der Arbeit Entronnenen verließ Hunold Warnow drei Tage später den Danziger Dampfer, der ihn über die glatte, blaue See getragen hatte, und betrat im strahlenden Schein der Morgensonne die Landungsbrücke von Hela. Eine plötzliche Laune war es gewesen, die in ihm den Wunsch auslöste, diesmal seine Erholung in tiefer Einsamkeit zu suchen, und er hatte sich mit einem leisen Katergefühl gefragt: waren es die 43 Jahre, die ihn weltflüchtig stimmten und ihn nicht mehr zu den Sammelplätzen der eleganten Welt lockten, wo er sonst so gern ein aufmerksamer Beobachter der Wogen des nie versiegenden Menschenstromes gewesen war, der unter heiter glänzender Oberfläche so viele Untiefen und manche Klippe barg? Er konnte es nicht ergründen, das Gefühl aber war da und trieb in die Stille.

Langsam schlenderte er den Seesteg entlang, seinen Mitreisenden, Vergnügungssuchenden aus Danzig und den nahen Seebädern, den Vortritt überlassend. Nach der Fahrt, während der er träumerisch an Bord gesessen und auf die glitzernden Fluten geschaut hatte, sehnte er sich nach Bewegung und war nicht eilig, das Kurhaus zu erreichen. Er wählte seinen Weg durch das Dorf und schritt an den kleinen Fischerhäusern mit ihren tief herabgehenden Dächern vorüber. Die Augustsonne lag auf dem weißen, schimmernden Strandsand, warf ihre Strahlen auf den flachen Wellenschlag der tiefblauen See und beschien die verwitterten Gesichter der alten Fischer, die, ihre Pfeife rauchend, auf den schmalen Holzbänken zur Seite der Haustüren saßen. Hunold Warnow sah neugierig in die gefurchten Züge, denen der harte Kampf mit einem unberechenbaren Elemente neben zäher Entschlossenheit ein müdes Ergeben in das nun einmal bestimmte Schicksal aufgeprägt hatte. Wie unähnlich waren diese stillen Menschen den modernen Lebenskämpfern, die mit nervösem Hasten rastlos jagten, neue Werte zu schaffen und zu ergrübeln . . . . Der Redakteur zog die breite, schon ein wenig kahle Stirn kraus. Er wollte ja nicht grübeln, wollte ein Weilchen nur physisch leben, dazu war er ja hergekommen.

Nun war der schöne Steinbau des Kurhauses erreicht, und Hunold ließ sich das bereits bestellte Zimmer anweisen. Er ruhte ein Viertelstündchen aus, begann dann seine Koffer, die man ihm inzwischen gebracht hatte, auszupacken und legte den neubeschafften Strandanzug an, weißes Beinkleid zu kurzem dunkelblauem Jackett. Nun wurde die Schildmütze auf das kurzgeschorne dunkle Haar gesetzt, und dann ging Hunold hinunter auf die breite Terrasse, zu der die See herübergrüßte, und auf der Tische und Stühle zum Niedersitzen einluden. Mit Sachkenntnis bestellte er sein Frühstück, und nachdem das letzte Kaviarbrötchen und der letzte Schluck des rotglühenden Bordeaux verschwunden waren, stieg er vergnügt zum Strand hinab.

Lang und schmal dehnte sich der weiße Streifen vor ihm aus, kein Gewimmel von Menschen und Strandkörben störte den schweifenden Blick, der frei bis zur äußersten Spitze von Hela glitt. Mit unendlichem Behagen streckte er sich in den feinen, weichen Sand und sah in tiefem Frieden auf das Spiel der Wassermassen. Eine frische Brise war aufgesprungen und wehte kühlend zum Lande; dunkle Wolken waren am Horizont aufgetaucht, und die wechselnde Beleuchtung des Himmels goß ihre Farben auf die wilder werdenden Wogen. Flüssiges Bleischwarz, geschmolzener Smaragd, silbriges Weiß rollten neben einander, vermischten sich und stürmten schaumgekrönt und sich überstürzend zum Strande.

Hunold Warnow atmete tief auf. Sand, Wasser und Wolken verbanden sich zu einer menschenleeren Einöde vor seinen Augen, und doch fühlte er sich nicht einsam und verlassen. Das Brausen der See, deren Wellen der Wind jetzt unablässig gegen den glitzernden Strand peitschte, klang in seinen Ohren und lockte die Sinne zu regelloser, müßiger Träumerei. Flüchtige, wohlige Empfindungen glitten über ihn hin und umspannen ihn mit einer satten Müdigkeit.

Wie schön, das war der letzte klare Gedanke, wie schön, so los von allem, so wunschlos und nichts begehrend, frei von aller Sehnsucht, auch der nach dem Weibe . . . .

Die schweren Lider sanken über die sonst so lebhaften, stahlgrauen Augen — Hunold Warnow schlief.

Was ihn plötzlich geweckt, wußte er nicht. In einem jähen Ruck war er wohl hochgefahren; denn er saß jetzt auf seinem Sandlager und sah verwundert um sich.

Immer noch das alte Bild — nur die Wolken waren verschwunden, und tiefblau wälzten sich jetzt die Wassermassen übereinander.

Aber da war etwas Neues: hart am Strande, immer in Gefahr, von einer der heranstürzenden Wellen gefaßt und fortgespült zu werden, stand eine schlanke, weiße Gestalt, grell beleuchtet von sengender Sonne.

Fest wurzelten die mit braunen, hohen Stiefeln bekleideten Füße in dem nachgiebigen Sande, und die kräftigen Glieder der biegsamen Figur boten dem Winde Trotz, der so gern die unter der weißen Strandmütze geborgenen, dunklen Haare gefaßt und zerzaust hätte.

Die Hände in den Taschen der weißen Jacke vergraben, sah sie unverwandt nach der See hinaus, Hunold den Rücken wendend.

Was mochte die unerwartet aufgetauchte Nixe so reglos fesseln?

Hunold konnte es nicht ergründen, aber als wieder eine der Wellen in ungebändigter Kraft heranschäumte, willens, die straff aufgerichtete Gestalt aus ihrer stolzen Sicherheit zu schrecken, da konnte er nicht länger in stummer Beobachtung schweigen.

„Meine Gnädigste, Vorsicht!“ schrie er mit lauter Stimme, um durch das brausende Getöse gehört zu werden.

Er schien ihr Ohr erreicht zu haben. Mit einer raschen, kurzen Bewegung trat sie rückwärts, noch knapp, bevor die Flut die Stelle überschwemmte, an der ihre Füße sich so hartnäckig festgestemmt hatten.

Jetzt wandte sie sich ihm zu. Ein junges, zartes Gesicht, blaßgetönt, mit vollen, roten Lippen. Dunkle Augen, in deren Tiefen eine rätselhafte Bewegung glühte, die langsam erlosch, während sie aus wacher Träumerei zum Schauen der Wirklichkeit zurückkehrten.

Sie nickte dem Warner freundlich zu.

„Nun wär's doch beinahe geschehen,“ sagte sie, näher an ihn, der sich rasch erhob, herantretend. „Einmal holt mich die See doch noch.“

Er starrte sie mit einem Erstaunen, das allmählich in Spottlust umschlug, an.

„Sind Sie denn eine Nixe, meine Gnädigste, daß Sie so heiß in Ihr feuchtes Reich zurückbegehren?“ fragte er.

Sie achtete nicht auf seinen Spott.

„Ganz und gar nicht,“ sagte sie kühl, eine leise Ablehnung auf den jetzt verschlossenen Zügen, „nur — die See übt auf mich einen eigenen Zauber. Besonders, wenn sie tobt, wie heut. Ich muß dann ein seltsames, wildes Gefühl mit aller Macht beherrschen. Eine wahrhaft unheimliche Gewalt lockt mich zu dem Wellengewirr, ich möchte mich hineinstürzen, den Kampf mit ihm aufnehmen, die Geheimnisse der Flut ergründen, oder mich von ihr in ein fernes Märchenland tragen lassen.“

Sie hatte zuletzt wie zu sich selbst gesprochen und in Selbstvergessenheit die jungen Arme gereckt. Eine federnde Kraft verriet die Bewegung.

„Unverbrauchter Lebensdrang,“ sagte sich Hunold, „und Mädchensehnsucht nach ungekannten Herrlichkeiten! Eine interessante Mischung, mal was anderes!“

Er prüfte mit seinem erfahrenen Blick die Unbekannte, um ihr Alter festzustellen, mußte sich aber wieder einmal gestehen, daß, dies zu erkunden, bei den modernen Frauen und Mädchen schwierig geworden ist.

Ihr jugendlich frisches, unberührt harmloses Aeußeres stand im Gegensatz zu der sichern Selbständigkeit des Wesens.

Er gab seine Studien auf und suchte nach einer Fortsetzung des Gesprächs, bevor die Nixe wieder dem Seezauber verfiel.

Sie kam ihm zuvor.

„Ich möchte nun nicht länger an der Unterbrechung Ihres friedlichen Schlafes schuld sein", sagte sie mit einem Lächeln und neigte den kleinen, dunklen Kopf zu leichtem Gruß. „Ich wünsche weiter wohl zu ruhen!"

Er trat eilig an ihre Seite.

„O, meine Gnädigste," entgegnete er eifrig, „halten Sie mich doch nicht für eine Schlafmütze! Schlaf ist gut, wenn man nichts Besseres versäumt. Jetzt aber liegt mir eine ernste Pflicht ob: ich darf Sie nach Ihrem Geständnis nicht allein und unbewacht in der Nähe dieser gefährlichen Zauberin lassen."

Er deutete auf die See.

Die Nixe musterte ihn mit einem kurzen Seitenblick. Ueber seine mittelgroße Gestalt mit den festen, sehnigen Gliedern, über sein nicht mehr jugendlich glattes Gesicht, in das Arbeit und Genuß ihre Zeichen gegraben, glitten ihre dunklen Augen und blieben einen Augenblick in den seinen hängen. Deren stählernes Grau erzählte nichts von dem Sarkasmus, der so oft um die von dunklem, zugespitzten Bart beschatteten Mundwinkel zuckte und den klugen Zügen ein spöttisches Gepräge gab. Sie glichen auch jetzt nicht hartem, geschliffnem Metall, wie sonst, wenn der Streit des Tages und der Parteien tobte. Weich und freundlich sahen sie in die ihren. Sie senkte die Lider.

„Also schon wieder ein Wächter! Und ich habe mich so auf ein paar Tage bedingungsloser Freiheit gefreut!" sagte sie lachend und wehrte seiner Begleitung nicht mehr.

„Sind Sie denn ganz allein hier?" erkundigte er sich staunend, während sie langsam den Strand am Herrenbade entlanggingen.

„So lange, bis mein Bruder von seinem Königsberger Ausfluge zurückkehrt, ja!"

Die Erklärung beruhigte ihn. Seinem Gefühl, das, wenn es sich um Frauen und Töchter der guten Familien handelte, sehr empfindlich war, hatte die Idee, ein junges Mädchen mutterseelenallein in der Sommerfrische zu wissen, einen kleinen Schreck eingejagt.

„Wir wohnen im Kurhaus," plauderte seine Begleiterin weiter. „Sie auch?"

„Jawohl, meine Gnädigste."

„Sie sind jedenfalls eben erst angekommen?"

„Sehr richtig, vor ein paar Stunden."

Er blieb stehen, nahm seine weiße Mütze ab und stellte sich mit feierlicher Verbeugung vor: „Redakteur Hunold Warnow."

Sie dankte für seine Höflichkeit mit keinem Gruß, sah ihn mit großen Augen an und fragte nach einer Pause, wie aus tiefem Traume heraus: „Wer?"

Er fühlte sich ein wenig verletzt von ihrer sonderbaren Art und wiederholte kurz Stand und Namen.

Sie wandte sich und sah nach der See.

Hunold beobachtete sie stumm, bis sie in rascher Wendung sich wieder ihm zukehrte und, ihm die Hand bietend, lachend sagte: „Verzeihen Sie, aber ich war wirklich erschrocken!"

„Warum?" fragte er empfindlich.

„Ja, ich habe mir sagen lassen, daß die Herren Redakteure recht gefährliche, streng kritisierende Menschen seien."

„Doch nur im Beruf! Und gegen die berufenen und leider großenteils unberufenen Autoren, die uns mit ihren Einsendungen überschwemmen! Jetzt bekennen Sie: wer hat Ihnen diese nette Idee von uns beigebracht?"

Sie zögerte mit der Antwort, und er kam ihr mit einer neuen Frage zuvor — ein unheimlicher Gedanke hatte ihn erfaßt.

„Haben Sie vielleicht Bekannte, die literarisch tätig sind — oder — schreiben Sie etwa selbst?"

Ueber ihr Gesicht glitt ein belustigtes Lächeln, veranlaßt durch den mißtrauischen Blick, mit dem die grauen Augen sie mit einem Male prüften.

„Ich? Seh ich so aus?"

„Keine Spur!"

Sie lachte jetzt frei heraus über den Eifer, mit dem er verneinte, und der wie ein Lob klang.

„Sie mögen die schreibenden Damen nicht?"

„Offen gestanden: nein!"

„So," sagte sie und sah wieder auf eine Woge, die in mächtigem Schwunge am Strande hochschlug, „aber wir leben doch im Zeitalter einer bedeutenden Frauenliteratur."

„Das gebe ich zu! Ich bestreite auch nicht den literarischen Wert der weiblichen Leistungen. Nur — die Autorinnen sind mir unsympathisch."

„Aber warum?" fragte sie und wich einer Welle aus.

„Nun," begann er, bereit zu einer eingehenden Erörterung, unterbrach sich aber wieder. „Meine Auseinandersetzung wird Sie langweilen, gnädiges Fräulein?"

„Durchaus nicht," versicherte sie liebenswürdig, und er konnte nicht ergründen: interessierte sie sich wirklich, oder bat sie nur aus Höflichkeit. Jedenfalls mußte er jetzt sprechen.

(Fortsetzung folgt)



Technik und Stil

Von Jos. Aug. Lux in München*)

Lange bevor die Architekten des 19. Jahrhunderts über die stillose Zeit zu klagen anfingen und sich entschlossen, dieser Zeit ihren Stil zu geben, hatte der Ingenieur die Grundlinien festgelegt, die der Gegenwart ihre stilistische Physiognomie geben. Aber das künstlerische Empfinden hatte noch kein Organ, diese neuen Linien wahrzunehmen, noch weniger ihre Schönheit zu erkennen. Architekten, Maler und Kunstgewerbler, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach dem neuen Stil waren, glaubten ihn im Ornament gefunden zu haben. Die einen plünderten die Schatzkammern der Ueberlieferung, jeden Gedanken der Vergangenheit noch einmal zu denken, und die anderen warfen sich kühn entschlossen auf die Erfindung einer ganz neuen Ornamentik. Die künstlerische Differenzierung ging natürlich sehr weit, aber es ist nicht unsere Aufgabe, diesen Unterschieden hier nachzugehen. Entscheidend in diesem Zusammenhang ist nur das allen gemeinsame Merkmal, daß sie von den neuen Raumwerten keine Notiz nahmen, daß sie die Wunder der neuen Weiten, der neuen Höhen, der neuen Linien nicht begriffen und unberührt von dem Zauber der Hallen und Bogen blieben, die schlank und zierlich, phantastischen Gebilden glichen, neue Rythmen, aus Mathematik und Technik geboren.

Aber die neuen Formen waren noch zu wenig Gewohnheitsbild geworden, und niemand vermochte ihre Aesthetik zu erkennen und zu begreifen, daß eine neue Architektur im Werden war, die Architektur des Eisens, die der modernen Zeit ihr entschiedenes Stilgepräge verlieh. Das künstlerische Empfinden war zu sehr durch die Kunstgeschichte gefälscht, um die Schönheit der neuen Konstruktion aus ihrem eigenen Wesen zu begreifen. Die künstlerische Bildung trug allzu sehr die Gelehrtenbrillen der Archäologie und der Historie, um in den unvergleichlichen Werken der modernen Ingenieurkunst etwas anderes zu erblicken, als ein Zerrbild auf die überlieferten Architekturformen, ein Zerrbild, dem alle Merkmale der massigen Monumentalität fehlen, die der alte Steinbau überliefert. Nicht nur jene massige Monumentalität fehlt den dünnen, eleganten Formen, sondern die alten baukünstlerischen Gesetze der Proportion der räumlichen Verhältnisse schienen vollends aus dem Leim gegangen und in das Gigantische verzerrt. Mehr als technische Ungetüme konnte die überwiegende Mehrzahl der künstlerisch Gebildeten in den modernen Großkonstruktionen nicht erblicken. Ja, John Ruskin, der große Kunstprophet des 19. Jahrhunderts, hatte selbst erklärt, daß das Eisen der unmonumentalste Baustoff sei und

* Dieser Aufsatz ist entnommen einem Buche unseres Mitarbeiters, das „Ingenieur-Aesthetik“ betitelt und im Verlage von Gustav Lammers in München erschienen ist.

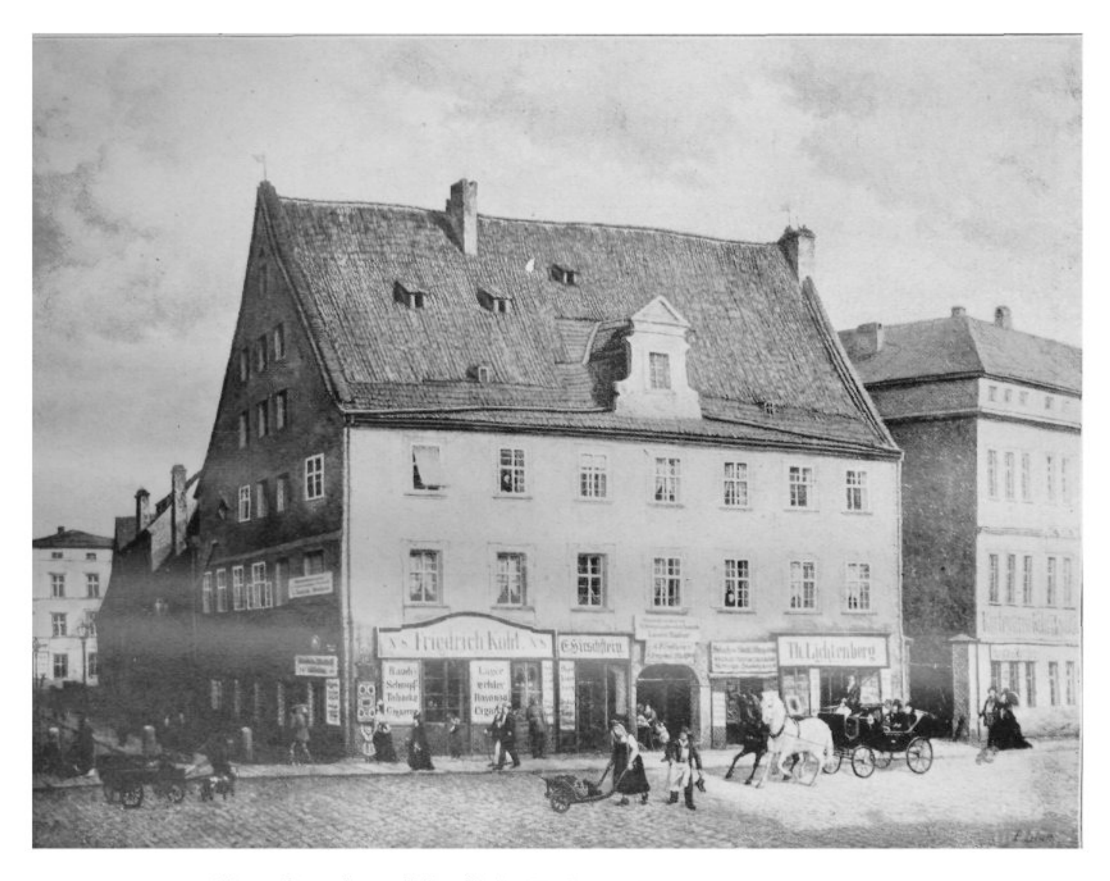
nur als untergeordnetes Hilfsmittel bei der Innenkonstruktion in Betracht käme. Auch die alte Architektur hätte Eisen verwendet als Träger, Stützen, Klammern, wobei das Eisen natürlich in der monumentalen Außenerscheinung gar nicht zum Ausdruck kommen durfte. Holz und Stein, das seien die einzigen monumentalen Baustoffe.

Als der große Prophet, der die Vergangenheit durchleuchtete und die Gegenwart nur in Dunkel gehüllt sah, diese Worte verkündet hatte, war in seiner realen Umwelt der unwiderlegbare Gegenbeweis geliefert. Er hätte nur die Augen auftun müssen, um zu bemerken, daß die Welt ein neues Kleid angelegt hat, das nicht weniger von dem göttlichen Funken des menschlichen Geistes verklärt war, wie das Architekturkleid der guten alten Zeit. Er hätte bemerken müssen, daß diesen neuen Erscheinungen, durch Blut und Schweiß einiger Generationen vollendet, eine umwälzende Bedeutung in der Welt- und Menschheitsgeschichte zukommt, und daß ihnen eine geistige Schönheit zuzusprechen ist, auch dann, wenn diese Schönheit zu allem Früheren im Gegensatz steht. Aber der große Kunstästhetiker träumte an den Stufen der gotischen Kathedralen, und diese Träume der Vergangenheit hinderten ihn, den Kristallpalast in London zu sehen, der, ganz ähnlich wie die Gotik, das Prinzip der rationellen Konstruktionen verkörperte. Allerdings mit dem Unterschiede, daß sich dieses rationelle Konstruktionsprinzip nicht in Stein, sondern in einem noch viel rationelleren Material, in Eisen und Glas verkörperte.

Ruskin war für das Kunstempfinden des 19. Jahrhunderts der Kultminationspunkt, auf den wir mit Verehrung zurückblicken, wie auf einen geheiligten hohen Berg, dessen Gipfel in Wolken verhüllt, zeitweilig den Blitz und Donner entsendet, um das sündhafte Geschlecht zu strafen, das so widersätzlich gegen seine zehn Gebote der Kunst handelt. Für ihn war die Dampfmaschine, die Lokomotive, die Eisenbahn ein Gegenstand des Abscheus. Seine Aesthetik besaß kein Kapitel, das Gleichnis der Maschine mit den Funktionen des menschlichen Körpers zu erklären, die mathematisch angewandte Physiologie in Verbindung mit den Metalleigenschaften zu begreifen und den Segen zu ermessen, den diese metallenen Körper mit den unermüdlichen Zauberhänden bedeuten. Er sah in den Maschinen nicht die Dienerinnen der Menschheit, sondern die Tyranninnen; er sah die Auswüchse, nicht die Vorteile. Er vermied die Eisenbahn und ließ seine Büchersendungen mit dem Wagen über das Land befördern.

Aber trotz der fruchtbarsten und erhebendsten Bibelworte läuft die Geschichte der Welt nicht in sich zurück. Die Menschheit hat sich an die Werke der Technik gewöhnen müssen, weil in diesen Werken der Technik der Ausdruck der ehernen Notwendigkeiten liegt. Die Werke der Technik haben die geheiligte Tradition gestürzt, das Antlitz der Erde durchgreifend umgestaltet, erbitterte Kämpfe erzeugt, ungeschriebene Traditionen; sie haben das menschliche Dasein verwandelt, das Land zum Teil entstellt, oder doch durch eine Fremdartigkeit, für die noch niemand einen Maßstab besaß, ihrer Heimatlichen Intimität vielfach beraubt; aber schließlich trat die Gewöhnung ein und diese Gewöhnung gab gleichsam ein neues Auge. Das neue Auge sieht an der Stelle der Verwüstung das Geheimnis einer neuen Schönheit aufgehen, es empfindet, der Kunstgeschichte zum Trotz, die technischen Konstruktionen künstlerisch, oder zu mindest ästhetisch. Der Begriff des Schönen hat wieder einmal eine Umwälzung erfahren. Oder es ist vielmehr verjüngt und neugeboren, nachdem ihm die Gewohnheit Hebammendienste geleistet hat. Wir sprechen heute schon von Meisterwerken der Technik, von der Ingenieurästhetik, von einer Eisena chitektur. Kein Zweifel, daß die moderne technische Konstruktion unversehens eine künstlerische Herrschaft gewonnen und die Statthalterin der Königin der Künste, der Architektur, geworden ist. Wir können auf keinem Gebiet des menschlichen Schaffens eine ästhetische Bestimmung einführen, die nicht aus dem rationellen Geist der Sachlichkeit, der Konstruktion und des Zweckes fließt. Die Meisterwerke der Technik, nicht die historisch befangene Architektur haben der modernen Zeit ihr Stilgepräge gegeben, wodurch sie sich völlig von den früheren Stilepochen unterscheidet. Dieses Stilgesetz ist so zwingend, daß sich nicht nur in den spezifisch technischen Erzeugnissen, sondern auch in der modernen Kleidung, im Hausrat, im Kunstgewerbe, in allem, was unser gegenwärtiges Leben umkleidet oder veredelt, sein Gleichnis wiederholt. Also auch die architektonischen Künste einschließlich des Kunstgewerbes empfangen direkt und indirekt von daher ihre formale Bestimmung. Direkt, durch die maschinellen Herstellungsweisen und durch die neuen Baustoffe, wie Glas, Eisen und Betoneisen. Indirekt durch die geistige Bestimmung hinsichtlich der veredelten Sachlichkeit, des Zweckgedankens und der Hervorkehrung des Konstruktionsprinzipes, dem wir vor allem unser ästhetisches Interesse entgegenbringen. Aus diesem Grunde müssen uns auch die noch immer wiederholten Versuche, im Geiste einer vergangenen Zeit zu bauen und Architekturmotive vergangener Epochen nachzuahmen, als ein aussichtsloses, reaktionäres Beginnen erscheinen, und die Zeit ist gar nicht fern, wo die

Hausfassaden mit aufgeklebten, unechten Barock- oder Renaissanceformen von der Allgemeinheit als ebenso lächerlich und beschämend empfunden werden, wie man heute schon die maschinell gepreßten Schundornamente an Metallgegenständen, die eine grob täuschende Nachahmung einstiger edler Handarbeit vorstellen, als lächerlich und beschämend empfindet. Von dem schlichtbetonten Salonrock, dem zweckmäßig bestimmten Sportanzug zu den glatten und sauber gearbeiteten modernen Möbeln, den vom reinen Zwecksinn beherrschten modernen Apparaten und Instrumenten, den ganz einfachen, glatten, auf die organische Idee gestellten Architekturen, den Automobilen und anderen zeitgemäßen Fahrzeugen, den Meisterwerken der Technik, der naturwissenschaftlichen Schulung und der organischen Disziplin des modernen Geistes ist nur eine gerade Entwicklungslinie. Dieser Kausalnexus soll vor Augen stehen, wenn von dem wahren Stil unserer Zeit die Rede ist.



Ehemaliges Haus Schweidnitzerstraße 8 (Ecke Schloßohle) in Breslau
das Stammhaus der Firma Th. Lichtenberg
Gemälde von Paul Linke

Eine Jubiläumsausstellung

von Dr. Conrad Buchwald in Breslau

Vierzig Jahre sind vergangen, seitdem wir in Breslau eine ständige, die Lichtenberg'sche Kunstausstellung haben.

Heute, wo wir Breslauer in fünf, sechs ständige Kunstausstellungen oder Kunsthandlungen gehen können, denkt man nicht daran, daß noch vor vier Jahrzehnten in der Haupt- und Residenzstadt Breslau nur alle zwei Jahre auf kurze Zeit es eine Ausstellung von Gemälden und Plastiken zu sehen gab, die der Schlesische Kunstverein veranstaltete. Aber Kunstsammler hat es immer hier gegeben. Und angeregt durch einen Künstler, kam der junge Kunsthändler Arthur Lichtenberg, der aus dem alten Breslauer Geschäfte seines Vaters Theodor hervorgegangen war,

im Kriegsjahre 1870 auf den Gedanken, zum Besten mittelloser Waisen und Witwen in Frankreich gefallener Schlesier eine Ausstellung von Bildern aus Privatbesitz zu veranstalten. Der damalige Fürstbischof Förster, Herr von Korn, Herr von Wallenberg vor allen steuerten ihre Kunstschätze bei. In den Räumen der Kunsthandlung von Theodor Lichtenberg auf der Schweidnitzerstraße fand die Ausstellung im November statt und hatte großen Zulauf. Die Einrichtung einer ständigen Kunstausstellung erschien berechtigt und aussichtsvoll.

Es war die Zeit der Kolossalgemäldetourneen, bei denen auf die Schau- und auch Sensationslust des Publikums erfolgreich spekuliert wurde. Auch sie hatten ihr Gutes. Mag doch bei Manchem die bloße Augenweide allmählich zu einem tieferen Kunstempfinden geführt haben. Und so kam als erste dieser „Maschinen" der „Peter Arbuez" Wilhelm von Kaulbach's nach Breslau. Er wurde, da die Kunsthandlung dafür zu klein, im damaligen Ständehause, dem jetzigen Kunstgewerbemuseum, gezeigt. Diesem folgten Kolossalbilder Hans Makarts und Henry Siemiradzkys, während in den eigentlichen Ausstellungsräumen Bilder von Gabriel Max bewundert, die ersten Böcklins kopfschüttelnd angestaunt, vor Skarbinas „Erwachen eines Scheintoten" das Gruseln gelernt wurde.

Inzwischen erstand das Schlesische Museum der bildenden Künste. Als es im Jahre 1880 eröffnet wurde, siedelte die Lichtenberg'sche Ausstellung von der Schweidnitzerstraße in drei obere Räume des Museums. Das erste Bild, das in dem damals noch unvollendeten und heut nicht mehr vorhandenen Bildhaueratelier des Museums ausgestellt war, war wieder ein Riesenbild Hans Makarts, „Der Einzug Karls V." Nach zwanzig Jahren erfolgte abermals ein Umzug der Ausstellung, aber im Hause selbst. Das Altertumsmuseum war ausgezogen in ein eigenes Heim auf der Graupenstraße, die Gipssammlung wanderte in das dadurch freigewordene Erdgeschoß, und in den Säulensaal des I. Stocks des Museums wurde die seit achtzehn Jahren mit dem Schlesischen Kunstverein verbundene Lichtenberg'sche Ausstellung verlegt.

Der Gedanke der räumlichen Vereinigung der Lichtenberg'schen Ausstellung mit dem Museum war der, daß die Ausstellung einen Teil der Geschäfte des Kunstvereins, oder auch des Museums besorgen sollte, indem der in einer jungen Sammlung selbstverständlich noch lückenhafte Ueberblick über das Kunstschaffen der Gegenwart durch eine wechselnde Vorführung von modernen Gemälden ergänzt werden sollte. Wieviele tausend Kunstwerke in den vier Jahrzehnten hier vorgeführt worden sind — die laufende Nummer des Gemäldebuches lautet 64 019 — ist schließlich gleichgültig, aber es muß betont werden: die bedeutendsten malerischen Schöpfungen Deutschlands in einer künstlerischen sehr bewegten Zeit waren dabei und sind oft unter großen Schwierigkeiten nach dem „östlichen", Breslau gebracht worden. Wenn uns Namen wie Menzel, Böcklin, Thoma, Klinger, Uhde, Ludwig von Hoffmann, Segantini, Kuehl, Graf Kalkreuth-Trübner nicht Namen nur geblieben sind, sondern wir eine Anschauung von ihrer Kunst bekommen haben, ist es das Verdienst der Ausstellung.

Wir haben weiterhin Ausstellungen der Worpsweder und der „Scholle", von Plakaten und künstlerischen Photographien gesehen, und selbst, als das moderne Kunstgewerbe in den Vordergrund des Interesses trat, wurde auch diesem — ein Kunstgewerbemuseum gab es noch nicht — eine Ausstellung gewidmet. Das sind Beispiele nur, die zeigen sollen, daß der Zusammenhang mit den Kunstzentren und den Tagesfragen der Kunst stets aufrecht zu erhalten versucht wurde.

Besonders weit aber standen von jeher die Türen der Ausstellung den schlesischen Künstlern offen. Mancher junge Anfänger hat den Weg von hier in die Oeffentlichkeit und zur Anerkennung gefunden, und eine Ausstellung von Werken schlesischer Künstler wurde auch als die rechte Jubiläumsfeier ausersehen. Denn wenn gewöhnlich erst die „Fünfzig" die Jubelzahl ist, so hat doch der Privatmann auch schon nach vier Dezennien erfolgreicher Arbeit in einem von ihm gegründeten Unternehmen das Recht zu einer rückschauenden Feier, die nicht einmal ihm, sondern den schlesischen Künstlern gilt und von diesen getragen wird.

Von Bedeutung aber sind solche ständigen Ausstellungen nicht nur für das allgemeine Kunstinteresse, sondern auch für den privaten, wie öffentlichen Kunstbesitz einer Stadt. Der Kunsthändler ist immerhin ein wichtiger Faktor in ihrem Kunstleben. Trägt er doch so zu sagen die Verantwortung für die Art des Angebotes und bei der Unentschlossenheit und leichten Lenkbarkeit des Käufers in gewissem Sinne auch für die Art des Konsums „in Kunst". Durch die Lichtenberg'sche Ausstellung ist nicht nur manches gute Bild in unsere Galerie gekommen, viele auch in den privaten Besitz unserer Mitbürger. Der

größte Teil der jetzt der Museumssammlung einverleibten Fischerschen Sammlung ist in der Ausstellung gekauft. So mancher ist durch die Ausstellung augeregt worden, zum wenn auch bescheidenen Mäcen zu werden. Alles dessen sollten wir uns erinnern, wenn wir die Jubiläums-Ausstellung selbst betrachten.

Es sind 114 in Schlesien geborene oder ansässige Künstler mit nur je einem Werke auf ihr vertreten und zwar Maler, Griffelkünstler und wenige Bildhauer; Architekten fehlen ganz. Unter den Ausstellern treten zwei Künstlerverbände als Gruppen auf, der „Künstlerbund Schlesien“ und die „Vereinigung schlesischer Künstlerinnen,“ denen unsere Zeitschrift sich früher schon besonders gewidmet hat. Im „Künstlerbunde Schlesien“ fehlt leider Hans Roßmann, der augenblicklich in Berlin eine große Ausstellung hat, und auch sonst ließen sich leicht noch ein Dutzend und mehr Namen lebender schlesischer Künstler nennen, die nicht im Kataloge und auf der Ausstellung zu finden sind. Beim Buchstaben B allein fallen mir im Augenblick Baluscheck, Bednorz, Berger, Bloch ein. Von den anwesenden 114 aber sind 43 in Breslau, 6 in der Provinz tätig, die übrigen in verschiedenen Orten, meist in bekannten Kunststädten, Deutschlands. Geborene Schlesier aber — übrigens größtenteils nicht mehr in der Heimat seßhaft — sind unter den 114 nicht weniger als 88. Ich glaube kaum, daß eine andere Provinz von der Größe der unsrigen eine derartige Schaar von Künstlern der deutschen Kunst gegenwärtig stellt, wie ihr auch das Auftreten von Künstlerbrüdern — von den Dichterbrüdern Gerhard und Karl Hauptmann abgesehen, sei an die Brüder Erler, Fritz und Erich, die Schuster-Woldan, Georg und Raffael, die beiden Pfeiffer, Richard und Reinhold, erinnert, und Künstlerehepaaren — Pfeiffer-Kohrt, Haertel-Grundig, Tüpke-Grande, Wolff-Zimmermann — eigentümlich ist.

Die meisten der hier tätigen Künstler sind ja wohl den Gebildeten bekannt, aber daß außer dem Nestor der schlesischen Künstler, Eduard Grützner, die angesehensten Mitglieder der Scholle, der bekannten Münchener Künstlervereinigung, daß Heinrich Reifferscheid, von dem wir leider keine seiner feinen Radierungen sehen, daß Josef Bloch, Alois Ertelt, Walter Firle, Kubierschky, Konrad von Kardorff, Lebrecht, Oskar Moll, Paul von Ravenstein, Graf Waldemar von Reichenbach, Franz Boerner, Sandrock und Raudner und viele andere noch zu den unseren zu rechnen sind, wird vielleicht mancher unserer Landsleute nicht gewußt haben. Auch eine Zahl jüngerer Kräfte die zum Teil zum erstenmal hier uns entgegentreten, haben wir zu begrüßen, wie die Maler Friedrich Huber, Willy Jüttner, Georg Hausdorf, Adolf Gißmann, Georg Rasel und den Bildhauer Himmelstoß, der u. a. für die Berliner Porzellanmanufaktur nette figürliche Modelle geschaffen hat. Der sich immer wieder erneuernde Nachwuchs aber errinnert uns daran, daß sehr viele von diesen, wie der Aussteller überhaupt den Grund zu ihrem künstlerischen Können in der hiesigen Kunstschule gelegt haben, während sie freilich zu größerer Bedeutung erst in der Fremde erstarkten. Aber sie haben, alle Bräuer-Schüler z. B., der Stätte ihrer ersten Ausbildung stets ein dankbares Gedenken bewahrt und zwar, was schwerwiegt, in einer Zeit reiferen Urteils.

Was aber bietet die Ausstellung nun nicht im einzelnen, sondern als Ganzes?

Wenn auch nicht jeder der Aussteller sich der Pflicht der Höflichkeit bewußt gewesen ist, bei einer solchen Gelegenheit nur sein Bestes beizusteuern, so ist der Gesamteindruck der Ausstellung doch ein recht guter.

Gibt sie aber nun auch eine Vorstellung, ein Bild einer schlesischen Kunst, wie man erwarten sollte? Die Antwort lautet: Nein. Vielleicht hat es nie eine schlesische Kunst gegeben. Hervorragende Männer, Gelehrte, Dichter, Künstler hat Schlesien viele, sehr viele hervorgebracht. Aber nirgends wohl hat das Wort vom Propheten im Vaterlande soviel Geltung gehabt, wie in unserer Provinz. Immer erst, wenn ihre Söhne fern von der Heimat Großes vollbracht und zu Ruhm und Ehren gelangt waren, besann sie sich auf sie. Und es dürfte schwer sein, bei vielen dieser Maler nachzuweisen, ob sie den eigenen Stammescharakter der Heimat mit hinübergenommen haben in die Fremde, und dieser mehr bestimmend eingewirkt hat auf ihre Entwicklung als die neue Umgebung, als die Eindrücke der Stadt und die Einflüsse der Künstlerschaft z. B. in München und Berlin, in Dresden und Karlsruhe. Wie Menzel zur Berliner Kunst gehörte, gehört Fritz Erler heute zur Münchener Kunst.

Aber auch von einer Zusammengehörigkeit der hiesigen Künstlergemeinde ist nicht die Rede. Malen sie Schlesiens Land und Schlesiens Leute? Doch nur wenige. Alt-Breslauer Architekturen und ähnliches. Aber gibt es schlesische Landschaften wie die Grunewaldbilder Leistikows? Selbst das Riesengebirge ist schon seit Ludwig Richters Zeiten ein Tummelplatz auch für fremde Maler gewesen.

Das Land liefert uns und zwar wie wir gesehen haben, in ungewöhnlich reicher Fülle gewissermaßen nur den Rohstoff an künstlerischen Kräften, sorgt vielleicht auch noch für die allererste Formung. Diese Kräfte aber dauernd für uns im eigenen Lande nutzbar zu machen, müßten wir streben. Vielleicht, daß wir dann etwas wie eine Heimatkunst bekämen, falls diese nicht für unsere heutige Zeit nur noch ein Schlagwort ist.



Vom Schlosse in Namslau
Zeichnung von Hugo Ulbrich
(Aus dem Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler)



Sommerkinder
Schlesische Trachtenpuppen vom Verbande schlesischer Textilkünstlerinnen

Schlesische Trachtenpuppen

Der Verband schlesischer Textilkünstlerinnen, gegenwärtige und frühere Schülerinnen der Frau Marta J. Langer-Schlaffke, hatte im November im Lichthofe des Breslauer Kunstgewerbemuseums eine Ausstellung schlesischer Trachtenpuppen veranstaltet, die sehr geeignet war, uns in weihnachtliche Stimmung zu versetzen. Kein Wunder, daß während der Ausstellung täglich dichtgedrängt kleine und große Kinder mit glänzenden Augen und begehrlichen Blicken vor den Glaskästen standen, in denen sich die allerliebsten Puppen bewundern ließen.

Wir wollen den fleißigen und lustigen Ausstellerinnen und schließlich auch uns die Freude nicht verderben, indem wir „historisch" werden und von den Puppen der alten Aegypter beginnen, noch auch „philosophisch" und darüber streiten, ob Carmen Sylva Recht hatte, die sagte: „Da ist ein altes Kissen besser als die schönste Puppe, die gräßlich Papa oder Mama blökt und einen Phonographen im Magen trägt", oder die Trägerin der entgegengesetzten Anschauung, Frau Klara Eysell-Kilburger, die einmal schrieb, daß ihr nur eine von ihrer Mutter in Volkstracht als Bauersfrau angekleidete Puppe Freude bereitet habe, und dann fortfuhr: „Wirklich interessant waren mir nur die Puppen, an denen ich etwas von Lebensfunktionen witterte, die Papa und Mama sagen konnten, die Arme und Beine bewegten und gar gefühlvoll ihre großen dummen Blauaugen auf- und zuklappten."

Nun, die ausgestellten Puppen haben zwar bewegliche Arme und Beine, sagen aber nicht Papa und Mama, klappen auch nicht mit dummen Blauaugen, haben überhaupt keine Puppengesichter, was man so süße und glatte Puppengesichter nennt, sondern sie haben Charakterköpfe. Es gibt treuherzige und einfältige, kecke und naseweise, vornehme und kokette unter ihnen und manche scheuen sich auch nicht, ein kleinwenig häßlich zu sein. Wer die Ausstellung München 1908 und das Puppenzimmer von Marion Kaulitz darin gesehen hat, wird deren Köpfe wieder erkennen. Es sind Typen, die der jetzige Nymphenburger Porzellankünstler Wackerle, ferner Vogelsänger und Maria Schnür auf Veranlassung der Münchener Puppenreformerin modelliert haben. Unsere schlesischen Puppenkünstlerinnen waren gezwungen, sie zu nehmen, da sich noch kein hiesiger Bildhauer fand, schlesische Puppenköpfe zu formen. Einzelne blondhaarige und starkknochige Typen mit Stumpfnäschen und blanken Augen passen auch ohnehin vortrefflich für die oberschlesischen Bäuerinnen.

In der Mehrzahl sind es Puppen in Volkstrachten, und zwar in Volkstrachten unserer Heimat. Oberschlesischen und glätzischen Bäuerinnen, Breslauer Kräuterfrauen und Bäuerinnen aus der Gegend von Neiße und Cudowa begegnen wir, aber auch einem Ruthenen und einer Tschechin. Hier zieht ein Hochzeitszug mit dem Druschma (Hochzeitsbitter) an der Spitze an uns vorüber, die Frauen und Männer natürlich in der Festtracht, in seidenen Spenzern, mit großen buntseidenen Schürzen, in malerischen Barthauben, in silbernen und goldenen Tressenkappen. Aber es



Schlesische Trachtenpuppen
vom Verbande schlesischer Textilkünstlerinnen







Schlesische Trachtenpuppen
vom Verbande schlesischer Textilkünstlerinnen

gibt auch noch andere: Puppenkinder, die Ringelreihen tanzen und stolze Prinzessinnen mit ihren Kavalieren. Was sie aber auch immer vorstellen mögen, alle sind sie höchst geschmackvoll. Mit feinem Farbensinn ist jedes Stück der Kleidung gewählt und mit großer Kunstfertigkeit genäht und gestickt. Man erkennt, die Damen wollten nicht nur „auch einmal“ moderne Künstlerpuppen anziehen, sondern sie sind mit ebenso viel Liebe wie Ernst, Phantasie und Verständnis an die Arbeit gegangen, deren große Schwierigkeiten kennt, wer weiß, wie mühevoll, wenn nicht unmöglich es ist, sich hier das geeignete Material, Stoffe, Bänder, Seiden, Perlen usw. zu beschaffen.

Wir wollen deshalb auch die Namen derer nennen, deren Verband sich auch mit diesen Puppen wieder das Zeugnis künstlerischen Strebens und künstlerischer Arbeit ausgestellt hat. In der Hauptsache sind Frau Langer-Schlaffke und Frau Lucy E. Gottschalck beteiligt, daneben Frau Vally Wagner, Liljas Charlotte Jablonsky, Kaete Gaedtke, Helene Oels, Marie Bielschowsky, Hilde von Johnston, Lotte Fischer, Margarete Dziadeck, Elfriede Brunner, Ilse Schlesinger, Frieda Bertuch, Kaethe Bruck.

Die Herzogin von Orleans hat für eine Puppe mit Ausstattung, die die kleine Prinzessin von Frankreich erhielt, im Jahre 1722 ungefähr 20 000 Frcs. bezahlt. Unsere Puppen sind wesentlich billiger; aber immerhin: es sind Künstlerpuppen! E. B.

Von Nah und Fern

Beilage Nr. 9

Für unser altes Breslauer Rathaus hat im Auftrage der städtischen Kunstdeputation Professor Theodor von Gosen einen neuen Schmuck geschaffen. Er besteht aus einer in der hiesigen Kunstschule gegossenen Bronze, einem über 1 Meter hohen nackten Knaben, der auf einer runden, mit Lorbeerblättern und Früchten umsäumten Platte steht und mit dem Schwerte in der Rechten die Gerechtigkeit und in einer mit allerhand Geschmeide zum Ueberquellen gefüllten Schale in der Linken den Reichtum zugleich symbolisiert. Der Reif im Lockenhaar des Knaben und die Sandalen an den Füßen sind zum Teil vergoldet. Aufgestellt ist die Figur auf dem rechten Pfosten der nach der Ratskanzlei (jetzt Sitzungs-Zimmer II) führenden Treppe im unteren Remter des Rathauses, wo lange Zeit das Gipsmodell einer Wratislavia von Christian Behrens stand, übrigens in einer für die Feinheiten der Bronze nicht immer günstigen Beleuchtung. Es ist eine prachtvolle, echt plastisch empfundene Schöpfung, wundervoll in der Rundung der Erscheinung, streng stilisiert und doch Leben atmend, ein würdevolles und doch im Innersten fröhliches Werk. Wir können nur an die besten Bronzen der Renaissance denken! Vom „Perseus“ bis zu diesem „Putto“ des Künstlers ist ein großer Schritt der Entwicklung!

Aber wir wollen auch nicht vergessen, daß die technische Leistung des Gusses bei den für eine derartig große Figur unzulänglichen Arbeits-Verhältnissen der Kunstschule alles Lob und die Gießer Muehl und Petzold besonders genannt zu werden verdienen. B.

Vereine

Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien. Die statutenmäßige Hauptversammlung am 21. Oktober, mit der das Geschäftsjahr eingeleitet wird, war von 54 Mitgliedern besucht. Den Jahresbericht erstattete der Schriftführer, Dr. Buchwald. Er teilte mit, daß der Verein im Berichtsjahre die höchste bisherige Mitgliederzahl erreicht hat, nämlich 536; er erwähnte ferner die Veranstaltungen im Winter: Vorträge, Führungen, den geselligen Abend in Gestalt des „Behauptungsfestes“, die kleine Jubiläumsfeier anläßlich des zehnjährigen Bestehens des Kunstgewerbemuseums und die Verlosung, sowie die im Sommer: den Ausflug, die Führungen von Kindern durch kunstgewerbliche Betriebe und den Lichtbildervortrag über die „Königin Luise“, auch daß die Ausstellung der Gewinne in Glogau trotz der größten Bemühungen des Vorstandes, trotz Plakaten und persönlichen Einladungen einer weitgehenden Interesselosigkeit begegnet sei.

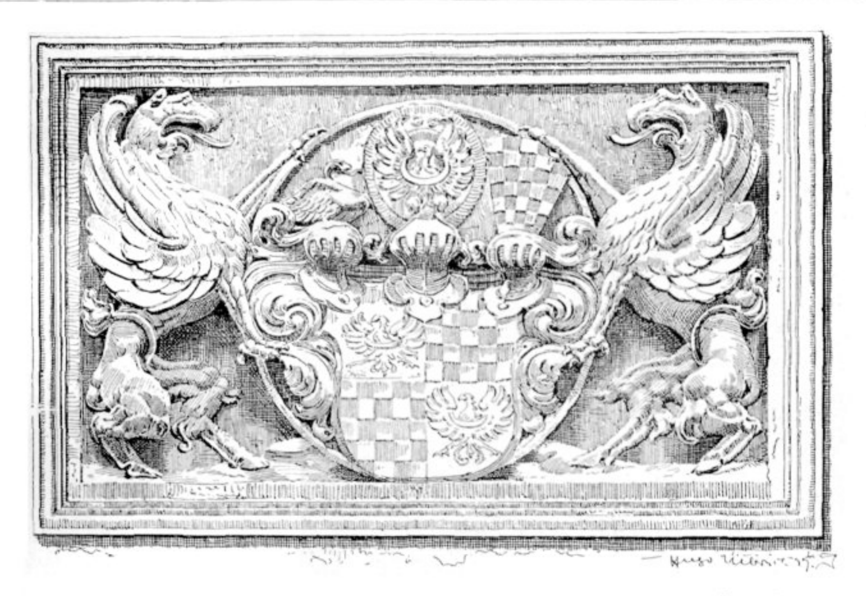
Zur Förderung der kunstgewerblichen Arbeit in Schlesien ist ein Preisausschreiben für geeignete Gewinne des Vereins erlassen worden, hat der Verein ferner 100 Mark zu dem Preisausschreiben des Kunstausschusses der diesjährigen Breslauer Festwoche für Breslauer Reiseandenken gestiftet, hat er zwei Mitgliedern Beihilfen zum Besuche der Weltausstellung in Brüssel gewährt, hat er eine Wanderausstellung schlesischer Spitzen arrangiert, die in diesem Winter bei den Verbandsvereinen vorgeführt werden wird. Die Zeitschrift „Schlesien“, seit 1908 Organ des Vereins, vollendete den III. Jahrgang und verspricht in dem neuen eine noch stärkere Heranziehung der kunstgewerblichen Produktion in Schlesien, die in Beispielen mehr als bisher gezeigt werden soll.

Aus dem Kassenbericht, den der Kassenführer, Buchbindermeister Okrusch, gab, ist zu entnehmen, daß den Einnahmen von 9336,79 Mark Ausgaben in Höhe von 9103,06 Mark gegenüber standen, daß sich im Ausstellungs- und Wettbewerbsfonds 1621,63 Mark und im Stipendienfonds 9254,65 Mark befinden.

Nach der Entlastung des Kassenführers wie des Vorstandes wurde die Neuwahl vorgenommen, bei der der gesamte Vorstand und Ausschuß, jeder fast einstimmig wiedergewählt wurde. Den Vorstand bilden demnach Professor Dr. Masner, I. Direktor des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, als Vorsitzender, Hofphotograph Götz als dessen Stellvertreter, Dr. Buchwald als Schriftführer, Dekorationsmaler Streit als dessen Stellvertreter, Buchbindermeister Okrusch als Kassenführer, Kunsttischlermeister Konietzny als dessen Stellvertreter. Endlich wurde noch der Etat für das begonnene Geschäftsjahr, der mit 8300 Mark balanziert, angenommen.

Am 4. November fand der erste Vortrag statt. Der Direktor der Holzschnitzschule in Warmbrunn, Bildhauer R. Kiefer sprach über „Kunstindustrien im Riesengebirge.“

Wenn auch im Laufe der Zeit viele der kunsthandwerklichen Techniken, die früher im Riesengebirge geübt wurden, verloren gegangen sind, so haben sich doch einige wenigstens noch erhalten, und auch unter diesen traf der Redner wieder eine Auslese, indem er haupt-



Fürstlich Liegnitz-Brieger Wappen am Hause Ritterstraße 3 in Liegnitz
Zeichnung von Hugo Ulbrich
(Aus dem Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler)

sächlich die Kunstindustrien im Hirschberger Tale behandelte und von diesen die Glasmacherei, die Steinschneidekunst und die Feinholzindustrie auswählte, um von deren Entwickelung ein knapp gezeichnetes Bild zu geben, das großes Interesse bei den Zuhörern fand. Zum Schluß des Vortrages illustrierten eine größere Anzahl Lichtbilder sowohl die Arbeitsweisen der genannten Techniken, als auch ihre Produkte.

Am Sonntag, den 13. November fand eine Besprechung von Interessenten für die Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Schweidnitz und die Ostdeutsche Ausstellung für Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft in Posen statt. Die Leitungen beider Ausstellungen, die im nächsten Jahre stattfinden, sind jetzt erst an den Verein herangetreten mit dem Wunsche einer Beteiligung des Kunstgewerbevereins unter dem Versprechen des weitestgehenden Entgegenkommens in bezug auf Platzmiete und andere Bedingungen. Die Versammlung, zu der auch ein Vertreter der Stadt Schweidnitz, Stadtrat Dr. Peikert, gekommen war, war leider nur schwach besucht, die Meinung der Anwesenden aber übereinstimmend für eine Beteiligung an beiden Ausstellungen. Das Ergebnis war, daß Vorstand und Ausschuß beauftragt wurden, weitere Schritte in dieser Angelegenheit zu tun und zwar unter der Bedingung, daß eine Beteiligung in Posen nur dann erwünscht ist, wenn einige größere Möbelfirmen sich bereit finden, Interieurs auszustellen, und es gelingt im Anschluß daran eine Kleinkunstausstellung zu einem wirklich eindrucksvollen Gesamtbilde des Standes des schlesischen Kunstgewerbes zu vereinen. In Schweidnitz ist vielleicht eine Ausstellung der Gewinne für die nächstjährige Verlosung des Vereins geeignet, die dann schon im Frühjahr bestellt werden müssen. Doch ist auch hier eine Erweiterung des Programms durch eine Beteiligung recht vieler künstlerisch, kunstgewerblich oder kaufmännisch tätiger Mitglieder des Vereins natürlich sehr erwünscht. Selbstverständlich aber müßte auch hier auf eine Einheitlichkeit der Vorführung der Ausstellungsobjekte gedrungen werden.

Am 16. November wurde die Technische Hochschule unter der Führung des Bauleiters, unseres Mitgliedes, des Kgl. Baurates Dr. Burgemeister besichtigt. Trotz der Beschränkung der Beteiligung und trotz eines exemplarischen Bußtagswetters war die Beteiligung eine sehr große, sodaß in zwei Gruppen geführt werden mußte. Wir werden dem Neubau der Technischen Hochschule einen besonderen Aufsatz mit vielen Abbildungen widmen.

Am 2. Dezember hält der Direktor des Seminars für Knabenhandarbeit in Leipzig, Dr. A. Pabst, einen Vortrag mit Lichtbildern über die Technische Arbeit als Erziehungsmittel.

Am 17. Dezember findet die diesjährige Verlosung statt. Die Ausstellung der Gewinne beginnt Anfang Dezember im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums.

Für den Monat Januar sind Vorträge vorgesehen am 13. und am 23., der letztere in Verbindung mit dem Schlesischen Altertumsverein. Am 13. spricht Dr. Hans Sachs aus Berlin über „Die graphischen Künste im Dienste des Privatmannes“ und am 23. Privatdozent Dr. A. Jolles aus Berlin über „Das antike und frühmittelalterliche Gewand in seiner Bedeutung für die Kleidung unserer Zeit.“

Schlesischer Museumsverein. Die Hoffnungen, die auf die Entwickelung des im März dieses Jahres gegründeten Schlesischen Museumsvereins gesetzt wurden, haben sich erfüllt. Die Zahl der Mitglieder ist inzwischen auf 127 angewachsen, und die Mittel, die dem Verein zur Anschaffung von Kunstwerken aus den Jahresbeiträgen zur Verfügung stehen, belaufen sich zurzeit auf etwa 15 000 Mark. Jetzt ist der Verein mit seiner ersten Tat vor die Oeffentlichkeit getreten, und zwar mit zwei Erwerbungen, die für das Schlesische Museum der bildenden Künste bestimmt sind, dem „Frühlingsreigen“ von Franz von Stuck und einer Landschaft mit aufziehendem Gewitter von Toni Stadler. Beide Künstler waren bisher in unserem Museum nicht vertreten.

Oberlausitzer Kunstgewerbeverein. Der Oberlausitzer Kunstgewerbeverein e. V. in Görlitz eröffnete am 6. November in der Stadthalle seine 13. Ausstellung: „Figürliche Porzellane“. Die Ausstellung ist auf dem Grunde der Wander-Ausstellung des Verbandes Deutscher Kunstgewerbe-Vereine zu einer umfassenden Ausstellung aufgebaut. Dazu verhalfen die reichhaltigen Sendungen aus den Porzellan-Manufakturen Königlich-Berlin, Königlich-Meißen, Königlich-Kopenhagen, von Bing & Gröndahl-Kopenhagen, Fürstenberg a. W. und der Schwarzburger

Werkstätten in Thüringen, sowie eine Anzahl wertvoller Marken aus dem Privatbesitz Görlitzer Familien. Es dürfte dies die erste Ausstellung sein, die in diesem Umfange zu Stande gekommen ist und auch über die Gren en der Oberlausitz hinaus die Blicke des Kenners auf sich lenkt.

Es ist erfreulich, daß die Ausstellung bei der hiesigen Bürgerschaft Anerkennung durch regen Besuch fand und bei der Eröffnung sich die Spitzen der Zivil- und Militär-Behörden eingefunden hatten. Der erste Vorsitzende, Oberlehrer Schneider, wies in der Eröffnungsrede auf die Ziele der Kunstgewerbe-Vereine und den Wert solcher Ausstellungen, die sonst nur in den großen Kunstzentren zu sehen sind, besonders hin. Er sprach allen Mitarbeitern seinen Dank aus.

Hausfleißverein für das Riesen- und Isergebirge. Seit vielen Jahren versucht man eine Verbesserung der Erzeugnisse der „Andenkenindustrie" herbeizuführen. Besonders andauernd und energisch arbeitet der Dürerbund nach dieser Richtung hin. Viel ist schon über diesen Gegenstand gesprochen und geschrieben, aber nur wenig Greifbares ist erzielt worden. Mag sein, daß man bei all den gut gemeinten Anregungen und Ratschlägen übersah, daß eine qualitative Verbesserung der Erzeugnisse nur eintreten kann, wenn die wirtschaftliche Seite dieser Kunstindustrie zuerst gehoben ist. Künstlerisch einwandsfreie Stücke werden nur entstehen, wenn den Schaffenden auskömmliche Erträgnisse ihrer Arbeit gesichert sind. Das trifft besonders für das Riesengebirge zu.

Diese Aufgabe hat sich der „Hausfleißverein für das Riesen- und Isergebirge" gestellt, der sich in aller Stille gebildet hat. Er will alles, was den Namen Haus- oder Andenkenindustrie verdient, fördern. Um das zu erreichen, will er durch möglichst unentgeltliche Abgabe guter Muster und Werkzeuge, durch Bekanntmachung der Riesengebirgs-Erzeugnisse, durch Wanderausstellungen und Werbevorträge usw. wirken. Nicht neue Industrien sollen künstlich geschaffen, sondern Altes, Bestehendes soll gestärkt werden; es sollen auch nicht einseitig „Einzelne" unterstützt werden, man will auch dort helfen, wo „viele Einzelne" ihre Existenz finden.

Zur Verwirklichung dieser schönen Bestrebungen hat sich bereits eine stattliche Anzahl von Mitgliedern aus allen Gesellschaftskreisen Schlesiens im Hausfleißverein verbunden. Die Bildung dieses großzügigen Unternehmens ist doppelt bemerkenswert, zeigt sich damit doch, daß man auf der ganzen Linie ernstlich gesonnen ist, vaterländische Kultur, wie unsere Kunstindustrien im Riesengebirge, zu erhalten. Die gewerbefördernden Behörden haben die Bedeutung dieser Bewegung erkannt und verfolgen ihre Entwickelung mit großem Interesse. Seit Minutolis Zeit, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Auftrage der Regierung die Glasindustrie im Riesengebirge in ähnlicher Weise förderte, verspricht diese Gründung von allen Versuchen zur Hebung der kleinen Industrien im Riesengebirge den meisten Erfolg.

Es ist deshalb sehr wünschenswert, daß sich noch recht viele unserer schlesischen Landsleute bei dem Vorsitzenden des Arbeitsausschusses, Hauptmann Freiherrn von Seherr-Thoß in Warmbrunn, als Mitglieder melden.

Museen

Gleiwitz. Das Oberschlesische Museum hat in letzter Zeit wieder bedeutende Vermehrungen erfahren. Der König von Württemberg stiftete zwei altertümliche Geschützrohre mit dem Wappen der Herzöge Württemberg-Oels und der Inschrift: „Sie möge ertönen, damit Carlsruh in Frieden blühe!" Der in Paris lebende Portraitmaler Eugen Spiro schenkte sein Selbstportrait in Oel. Der aus Oberschlesien stammende Bildhauer Breitkopf-Cosel in Berlin, der das Museum schon mehrfach bedacht hat, schenkte wiederum vier seiner neuesten Werke in Gips, eine über 1 Meter hohe Gruppe „Knabe und Hund", „Aller Anfang ist schwer", „Vom Gymnasium in Dahlem", zwei große Reliefs des Papstes Leo XIII. und E. M. Arndts, sowie eine Originalskizze in Gips „Spielendes Kätchen". Der Oberpräsident überwies einen $6^1/_2$ Meter langen eichenen Einbaum, der in der Oder gefunden worden ist. Der rührige Oberschlesische Entomologenverein, der seinen Sitz in Beuthen hat, hat mit der Aufstellung einer Sammlung oberschlesischer Schmetterlinge im Museum begonnen. Bis jetzt sind 230 Arten eingeliefert. Um die Beschaffung und Sichtung dieses reichen Materials hat sich besonders Herr Raebel in Zabrze Verdienste erworben.

Lauban. Wertvolle Geschenke sind der Stadt Lauban von der hier verstorbenen Frau Emma Kaßner geb. Schmidt gemacht worden, die vorläufig im Sitzungssaale des Magistrats aufbewahrt werden, um später in einem als Museum einzurichtenden Raume Aufstellung zu finden. Die Verstorbene hat aus dem Nachlasse des großen Astronomen Kepler einige wertvolle Gegenstände überwiesen, u. a. ein kleines Tischchen der Schmuckkommode von Keplers erster Frau, das Petschaft des Astronomen, ein Pfeifchen, verschiedene Bilder, Bücher, Schriften und Drucksachen. Aus einem dem Vermächtnisse beigefügten Stammbaume geht übrigens die interessante Tatsache hervor, daß die Familie Keplers in verwandtschaftliche Beziehungen zu Schillers Nachkommenschaft getreten ist. Keplers Großmutter, die Frau des Bürgermeisters Kepler in Weilderstadt (früher Weil der Stadt im Königreich Württemberg, Oberamt Leonberg), war eine Enkelin des um 1500 amtierenden Bürgermeisters Johannes Müller des Aelteren von Marbach, der Vaterstadt Schillers. Eine Enkelin der zehnten Generation dieses Marbacher Bürgermeisters hat sich am 23. Juni 1856 mit dem österreichischen Kürassier-Rittmeister Freiherrn Friedrich Ludwig Ernst von Schiller, einem Enkel des Dichterfürsten, vermählt.

Keplers Tochter Susanne heiratete den Professor der Mathematik Jacob Bartsch, der 1632 in Lauban an der Pest starb. Ihrer beider Tochter ward die Frau des Stadtschreibers Günther. Aus dessen Geschlecht stammte die Frau des Rechtsgelehrten Gottlob Schnieber in Lauban. Deren Enkelin ist die Geschenkgeberin Frau Emma Kaßner, geb. Schmidt, die zuletzt mit ihrem Manne in Lauban lebte und ohne Nachkommen das Zeitliche gesegnet hat.

Es wäre interessant, festzustellen, ob Kepler in Lauban gewesen ist. Sein Aufenthalt in Sagan von Juli 1628 bis Oktober 1630 ist bekannt.

Die Kultur des Schaufensters

(Aus dem Berliner Wettbewerb)

Man fühlt sich ein wenig bedräut. Man hat die Vokabel, Kultur heißt sie, zu häufig gebraucht. Nun ist sie abgenutzt und klingt wie Blech. Dem Lokalreporter wurde sie geläufig, und der Hausagrarier profitiert von ihr. Neulich hat einer sogar Kulturwohnungen angepriesen. Ich bin hingefahren; das Haus steht noch im Rohbau und wird um ein Haar genau so scheußlich aussehen wie das zu rechts und zu links. Aber Kulturwohnung, das reizt. Wir unglückseligen Schreiber sind Schuld daran, haben die Trommel gerührt und können nun die schmarotzenden Teufelchen nicht wieder los werden. Ich bin auf den Kulturschnaps gespannt. Wenn er kommt, werde ich mir eine Pulle des allergemeinsten Nordhäuser kaufen. Genau die gleiche Marke, wie ihn die Eckensteher trinken. Ich bin der Kultur überdrüssig geworden und werde zu den Eskimos auswandern. Dort soll es noch unkultivierte Menschen geben.

Kultur und Mensch sind zwei Gegensätze. Und in diesem Sinne tue ich die Maske um und grüße die Kultur des Schaufensters.

Es ist gar zu nett; alle Kommis sind auf einmal Künstler geworden. Oder, ist es etwa umgekehrt: wurden die Künstler Kommis? Es ist schließlich einerlei, jedenfalls



Bronzener Taufkessel in der Peterskirche in Görlitz
Zeichnung von Martin Richter
(Aus dem Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler)

steht fest, daß die Schaufenster jetzt besser aussehen und empfindsame Menschen nicht mehr gar so ärgern. Das ist immerhin etwas; darüber muß man mit dem Brimborium von den höheren Dekorations- und Schaufensterkünsten und -Akademien billig fürlieb nehmen. Seid umschlungen Millionen. Er war ganz amüsant, der letzte Berliner Wettbewerb.

Einige freilich haben es immer noch nicht begriffen. Müssen das dumme Kerle sein. Vor allem die Konditoren. Die garnieren ihre Schaufenster immer noch mit gebackenen Kleidungsstücken. Wahrhaftig, ich hab's gesehen: auf einem Kissen mit goldenen Troddeln ein Turban und daran ein Federbusch aus gesponnenem Glas, alles eßbar. Ich hab' sie gesehen: die Torten mit den aufgepinselten Windmühlen und Kaiserporträten, die toten Rebhühner aus Marzipan, die Terrakottavase aus Nougat. Und die Villa, das Jägerhaus ganz aus Schokolade, ein Kubikmeter Inhalt, und die Borkenschokolade, die von Heinzelmännchen gezimmert wurde. Na also, wir sind immer noch so weit, daß die Zuckerbäcker dem lieben Gott Konkurrenz machen und Gurken, Verbandwatte und Kieselsteine aus Teig kneten. Kinder, entwöhnt euch der Kunst, backt für den Schnabel aber nicht für die Augen.

Nahrungsmittel sind kein geeignetes Material für Kunstaestheten. Wie man mit solch plebejischen Stoffen umzugehen habe, das zeigte vortrefflich eine Butterhandlung. Die hatte herzlos und ehrfürchtig sechzehn Faß des lieblichen Gelb von der hölzernen Umhüllung befreit und dann ganz keck in das Fenster gestellt. Ein straffer, gedrungener Rhythmus; überzeugend durch die Nacktheit der Ware, die nur durch einige Blattpflanzen räumlich zusammengehalten wurde. Daß man auch mit Konservenbüchsen, mit totem Geflügel und Gemüsen aller Art etwas Vernünftiges schaffen kann, bewies die Auslage eines Warenhauses. Die Büchsen standen in fünf mächtigen Säulen, meterhoch in den Raum hinein, und dazwischen breitete sich ein Durcheinander von herbstlichen Tönen, ein Gelbgrün reifen Obstes mit einigen Paukenschlägen von roten Tomaten und

dunkelvioletten Feigen. Die hellsten Stellen gaben die gerupften Leiber der Hühner und Gänse. Es war sehr appetitlich. Leichter als mit Nahrungsmitteln läßt sich mit Damenstoffen wirtschaften. Hier genügt es, einen guten Instinkt für das Farbige zu bewähren. Vergangenen Jahres zeigten diese Fenster häufig zuviel beigegebene Blumen; diesmal hatten sich die meisten damit begnügt, die Blüten als nüanzierenden Akzent wirken zu lassen. Das steigerte die Sinnlichkeit der Seiden und Brokate. Nicht minder amüsant lassen sich mondäne Frauenhüte zu Stilleben komponieren. Die Objekte wirken zur Hälfte durch sich selbst; zum andern ist ihnen ein farbiger Hintergrund oder eine dunkle Zone mystischen Halbdunkels zu schaffen, davon sie sich abheben, daraus sie auftauchen wie verführerische Flammen. Kommen dann noch einige Ketten funkelnder Glasperlen hinzu, die in farbigen Tropfen abwärts rinnen, steht irgendwo ein japanischer Wandschirm, darauf goldene Kraniche die Flügel breiten, so ist das Paradies der Damen vollständig. Und es müßte verhext sein, wollten die Kundinnen nicht herzuschwärmen.

Doch der Dandy, der Mann von Welt. Auch ihm waren Schaufenster gewidmet. Diese Fenster waren sogar ausgezeichnet; Krotowski, der für die „Lustigen Blätter" die Gesellschaft karikiert, hatte sie gestellt. Zum Exempel: Ein Hintergrund aus grobem, gelbem Rupfen, davor ein lederner Koffer, auf dem ein Hut, ein grünes Plaid und ein schicker Spazierstock des Flaneurs warten. Rechts daneben ein bequemer Korbsessel mit hellgelbbrauner Schlafdecke und einem Glockenmantel. Oder: ein Vorhang aus violettem Samt, als roter Fleck ein Johanniter-Rock, dazu ein Mantel aus schwarzer Seide, ein anderer weiß, als neutraler Brennpunkt. Ueber dem Ganzen eine gelbe Flamme, eine Kerze in bronzenem Leuchter. Aehnliche Wirkungen, ein wenig übergessen, doch noch gesund genug, hatten Lucian Bernhard und Julius Klinger mit braunen Stiefeletten, schwarzen Lackschuhen und goldenen Tanzchaussuren erreicht. Und noch von mancherlei anderem, von Spitzen und Blumen, von seidener Wäsche und Krawatten, die wie farbige Blitze den Raum illuminierten, von vielerlei noch könnte Lobesames verkündet werden; der Empfindsame wird es sich denken und vitalisieren können. Wie gesagt: es war sehr amüsant. Aber es war keine Kunst; es gab da keine Kunstwerke zu sehen. Lächerlich genug, daß man das betonen muß. Aber sie kreisen schon wieder, die Nachteulen, die aus einer geschmacklichen Gesundung des Kaufmanns, aus einer Zivilisierung des Kommis eine Kulturtat machen möchten. Gewiß, eine Versachligung, eine Verschönerung des Schaufensters, das ist uns nützlich, das wird den Umsatz mehren. Wir wollen's fördern; aber wir wollen uns darüber die konventionelle Terminologie nicht umwerten lassen.

Robert Breuer

* * *

(Aus dem Breslauer Wettbewerb)

Die Berliner haben bekanntlich mit ihren Schaufensterkonkurrenzen „nachgeklappt". Denn wir in Breslau kannten sie schon ein Jahr vor den Reichshauptstädtern. In diesem Jahre ist er nach einjähriger Pause wiederholt worden, wiederum auf Anregung des Vereins Breslauer Detaillisten. Wenn sich auch weniger Firmen als das erste Mal gemeldet hatten — eine Anzahl sehr angesehener beteiligten sich übrigens mit sehr guten Leistungen leider „außer Wettbewerb" —, so war doch das Gesamtniveau doch ein viel höheres als das erste Mal. Man hatte gelernt, daß es galt nicht nur aufzufallen, sondern mit Geschmack aufzufallen, daß nicht das Manierierte, sondern das Natürliche Wert hat. In farbigen Arrangements war Vortreffliches geleistet worden, weniger sah man gute Einfälle, sozusagen „bon mots" des Dekorateurs. Und der Zudrang des Publikums namentlich am ersten Sonntage der Konkurrenz war ungeheuer. Leider verschwanden die guten Auslagen nach drei Tagen und machten wieder den „Alltags-Schaufenstern" Platz. Bei den Delikatessengeschäften mit den leicht verderblichen Waren ist es verständlich; bei den anderen nicht. Die Konkurrenzen haben doch auch nur einen Wert, wenn sie „fortzeugend Gutes nur gebären"! Wir wollen doch das ganze Jahr hindurch schöne Schaufenster sehen.

Das Bilderwerk Schlesischer Kunstdenkmäler*)

Es mag wohl noch recht viele kunstfreundliche und gebildete Leute in unserer Provinz geben, welche von dem Vorhandensein dieses „Bilderwerks" nie etwas gehört haben. Ihnen soll mit dem folgenden kurzen Hinweise ein Freundschaftsdienst geleistet werden, denn es gibt wohl keine zweite Veröffentlichung, welche so geeignet wäre, dem Schlesier einen Einblick in das kunstfrohe Walten seiner Vorfahren zu gewähren, wie die in drei großen Mappen vereinten, weit über tausend Abbildungen dieses monumentalen Tafelwerks. Für diese Bilder, soweit sie nicht in scharfen klaren Lichtdrucken durch die berühmte Kunstanstalt von Albert Frisch in Berlin hergestellt wurden, war ein ganzer Stab hervorragender schlesischer Künstler tätig. Um ein paar Namen von gutem Klange zu nennen, seien nur die Breslauer Maler Eduard Kämpffer, Joseph Langer und Max Wislicenus, sowie der bekannte Radierer Hugo Ulbrich erwähnt. Andere zeichnerische Mitarbeiter waren die Architekten Provinzial-Konservator Dr. L. Burgemeister, E. Helbich, Holm, P. Kanold, Pulver, H. Rasche, Rehlender, M. Richter, H. Scholz und E. Stiehl. Den einen starken Einzelband bildenden, erläuternden Text verfaßte der jetzige Generalkonseravator der Kunstdenkmäler des preußischen Staates, Geheimer Regierungsrat Hans Lutsch in Berlin. Derselbe bezeichnete auch meist den Standpunkt für die zahlreichen von den Photographen E. van Delden, Breslau, P. Kunze, Schweidnitz, Päschke, Bunzlau, R. Scholz, Görlitz und E. Pietschmann, Landeshut für das Werk vorgenommenen Originalaufnahmen.

Ueber den Umfang und Inhalt des Gebotenen aber möge ein Auszug aus den Kapitel-Ueberschriften orientieren, den wir dem „Wegweiser durch die dargestellten Kunstwerke" entnehmen. Sie lauten beispielsweise: Kirchliche und bürgerliche Baukunst — Schmuckliche Ausbildung und figürliche Plastik des Mittelalters — Das Eindringen der Renaissance in Breslau — Görlitz und die venetianische Fassadengliederung — Niederschlesische Frührenaissance und niederländischer Einfluß — Brieg unter unmittelbarem italienischen Einfluß — Das Schloß in Oels und die Hochrenaissance in Schlesien — Der Barock und seine Ausläufer: Schweidnitz, Glatz, Leubus, Breslau, Hirschberg, Landeshut, Neiße, Liegnitz, Grüssau, Glogau usw. — Stadtbilder — Innerer Ausbau: Arbeiten in Holz und Metall, Schmiedeeisen-Technik, Wand- und Deckenmalerei — Bildnisse in Stein und Erz — Verzeichnis der Künstler und Werkmeister. Jede Epoche und jeder Stil, vom frühen Mittelalter bis an die Schwelle der Neuzeit, jede Kunst und jedes Kunsthandwerk hat seine Berücksichtigung und Würdigung gefunden.

Wer diese Bilder alle einmal aufmerksamen Auges betrachtet hat, in dem erwacht machtvoll die Wanderlust und der Trieb, das Schlesierland zu durchstreifen und seine Kunstschätze nun auch im Originale kennen zu lernen. Aber auch „am stillen Herd, zur Winterszeit" gewährt es einen hohen Genuß, in diesem Bilderatlas zu blättern und sich in die Werke unserer Väter zu versenken. Als Frucht eines solchen Studiums wird in jedem für das Schöne begeisterten Leser und Beschauer eine starke Liebe zum engeren Vaterlande aufkeimen und der Vorsatz reifen, nach Kräften den ererbten Schatz kostbaren

*) Im Verlage des Schlesischen Museums der bildenden Künste zu Breslau erschienen.

schlesischen Kunstbesitzes zu schützen und zu pflegen und ihn zukünftigen Generationen unversehrt zu überliefern.

Es war daher eine schöne patriotische Tat, als der Provinzial-Ausschuß von Schlesien unter Aufwendung hoher Geldmittel die gewaltige Publikation ins Leben rief und nur der freudigen Opferwilligkeit verschiedener Schlesischer Behörden und Körperschaften sowohl, als auch privater Maecene ist es zu danken, daß das Werk in dieser Großartigkeit durchgeführt werden konnte.

Wenn aber diese Opfer reiche Früchte tragen sollen, so muß jeder Schlesier das Seine dazu beitragen, diesen Hort vielgestaltiger vaterländischer Kulturdenkmäler für das Volk zu erschließen. Nur wenn das Werk in Schulen und Bibliotheken, in Lesehallen, Zeichensälen und Werkstätten, im Atelier des Kunstgewerblers wie im Studio des Gelehrten seine belehrende und anregende Kraft auszuüben vermag, besonders aber wenn es auf dem Büchertische der Familie seinen reichen Inhalt erschließen kann, mit einem Worte, nur wenn es in das Volk eindringt, hat es seinen Zweck erreicht. Hierfür zu wirken, müßte jeder Schlesier, der seine Heimat und seine Landsleute lieb hat, als eine Ehrenpflicht betrachten, denn wenn irgendwo, so gilt hier das Wort:

„Was du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Dr. Arthur Lindner

Schlesische Spitzen

Wir leben ästhetisch genommen in einer urdemokratischen Zeit. Für Arbeiter und Aristokraten ist der schwarze Rock das Festkleid, ist der graue, schmucklose Anzug, der in die Menge eintauchen läßt, das Alltagsgewand. Schmucklosigkeit und Nützlichkeit, das ist sein Charakter. Nur das Frauenkleid hat heute noch im allgemeinen bis auf die englischen glatten Damenmoden aristrokratische Ambitionen. Aber fortgefallen sind die Standesunterschiede in der Kleidung. Die aristokratische Mode hat sich verallgemeinert, hat sich demokratisiert. Beim Männerrock ist der Spitzenkragen und die Spitzenmanschette unmöglich geworden, während bei dem Frauenkleide die Spitze so allgemein angewendet wird und periodenweise in der Mode wieder auftaucht, daß die menschliche Hand unmöglich so viel und billig produzieren kann, als Spitze gebraucht wird, und darum die Maschinenspitze das weite Feld der Massenproduktion sich erobert hat. Hierin haben wir uns von der belgischen, französischen und schweizer Spitze emanzipiert. Aber noch immer gehen ungezählte Werte für die handgefertigte Spitze über die Grenze. Und um diesen Verlusten an nationaler Ehre und nationalem Gelde ein Ziel zu setzen, haben sich neben der Handspitzenproduktion des Erzgebirges die aufblühenden Schlesischen Spitzen-Schulen zu Hirschberg i. R. einen guten Platz auf dem deutschen Markte zu erobern gesucht. In den wenigen Jahren ist ihnen dies überraschenderweise gelungen, was wir leicht aus dem 30 jährigen Entwicklungsgange ersehen können.

Johann Jacob Wechselmann im Verein mit seinen Schülerinnen Marie und Bertha Waegner übten zuerst die Kunst des Spitzennähens. Im Jahre 1880 gründeten dann die Lehrerinnen Marie Waegner-Hoppe und ihre Schwester Bertha Waegner-Weinhold die heute bestehenden Schlesischen Spitzen-Schulen zu Schmiedeberg i. R. mit den bald folgenden Schulen zu Arnsdorf, Seidorf und Steinseiffen. Das Ebhard'sche Berliner Modenblatt veranstaltete bald darauf ein Preisausschreiben für weibliche Handarbeiten, welches auch die Leiterinnen unserer Schulen veranlaßte, ihre Spitzen zum ersten Male in den Wettbewerb zu stellen. Der Ehrenpreis von 1000 Mark wurde ihnen hier zuerkannt, was auch Frau Schepeler-Lette veranlaßte, den Schulen ihre ganz besondere Unterstützung zuteil werden zu lassen und es dahin brachte, daß den Schulen nach einer Inspektion durch den Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Lüders eine dauernde Unterstützung bewilligt wurde. Die künstlerische Durchbildung dieser Spitze wurde dadurch garantiert, daß der damalige Direktor der Breslauer Kunst- und Kunstgewerbe-Schule Professor Hermann Kühn, eine Kapazität auf dem Gebiete der Spitzenkunst, sich die artistische Durchbildung der Lehrmethoden und Muster eifrigst angelegen sein ließ. Er leitete so das von den Damen Schlesiens der nachmaligen Kaiserin Friedrich zur Silberhochzeit überreichte Spitzengeschenk. Diese Spitzen fanden den größten Beifall, und so hatte man sich nun der Protektion zahlungsfähiger Kreise zu erfreuen, was der ökonomischen Entwicklung der Spitzenindustrie sehr zu statten kam. Im Jahre 1896 genoß die Tochter der Frau Hoppe, Margarethe, unter der bewährten Leitung des Professors Kühn in der Breslauer Kunst- und Kunstgewerbe-Schule ihre Ausbildnng in technischer wie künstlerischer Beziehung. Bald darauf sah sich die verdiente Leiterin Frau Bertha Waegner-Weinhold aus Altersrücksichten genötigt, aus ihrer arbeitsreichen Tätigkeit zu scheiden. An ihre Stelle trat nunmehr die Tochter der Frau Hoppe, Margarethe Siegert, welche bereits seit ihrem 14. Lebensjahre für die Spitzenschulen tätig war. Sie gründete im Jahre 1908 die Spitzenschule zu Fischbach und Anfang 1910 eine solche zu Boberröhrsdorf. Gleichzeitig wurde der Vertrieb und Verkauf der Spitzen von Schmiedeberg nach Hirschberg verlegt.

Bereits in den ersten Jahren ihres Bestehens entsandten die Schlesischen Spitzen-Schulen ihre Erzeugnisse auf Ausstellungen; wir finden schlesische Spitzen auf den Weltausstellungen zu Chicago, St. Louis, sowie auf den Gewerbe- und Industrie-Ausstellungen zu Liegnitz (1880), Breslau (1881), Schweidnitz (1892). Auch in der jüngsten Zeit fanden ihre Spitzen in den Ausstellungen Schlesischer Bäder und Kurorte guten Absatz. Diese Erfolge ermutigten zu weiteren Veranstaltungen. So beteiligten sich unsere Schulen an den Ausstellungen im Jahre 1908/09 im Oberschlesischen Museum zu Gleiwitz, im Oberlausitzer Kunstgewerbeverein zu Görlitz, in der bekannten Berliner Ausstellung des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses — Die Dame in Kunst und Mode — in der großen Volkskunstausstellung des Berliner Lyceum-Klubs, sowie auch in diesem Jahre an der Gewerbe- und Industrieausstellung zu Herford i. W., wo sie die Goldene Medaille erhielten.

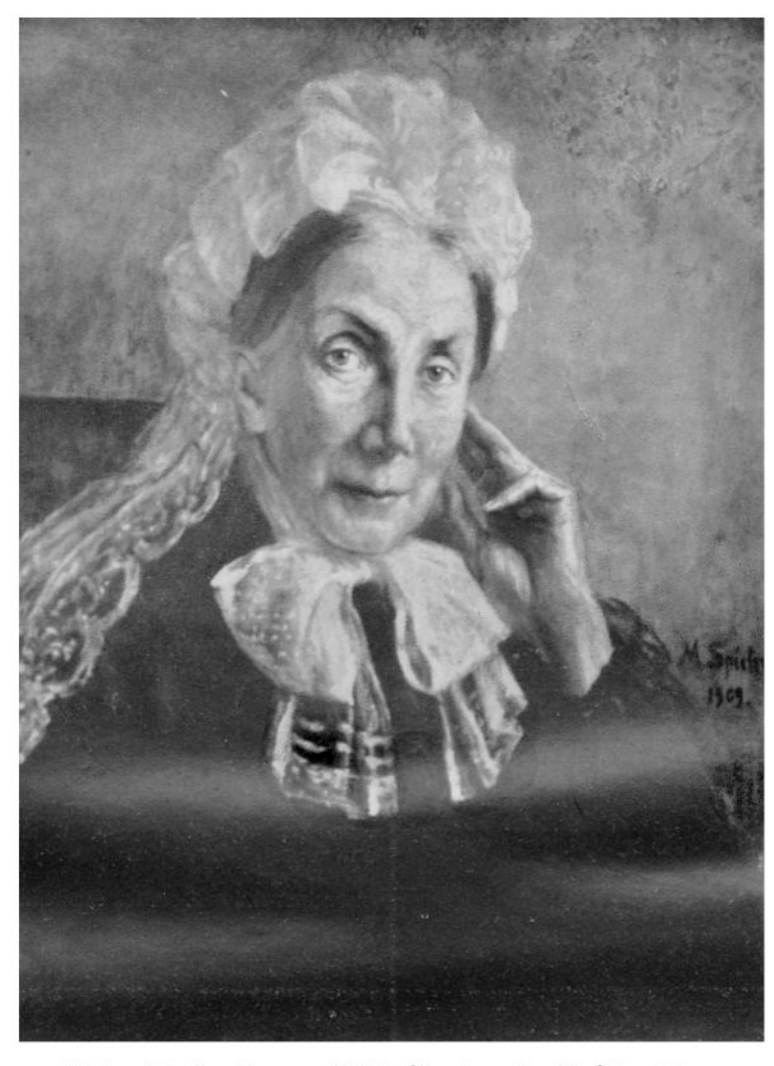
In den nunmehr 30 Jahren des Bestehens der Schlesischen Spitzen-Schulen ist die Zahl der Näherinnen von anfangs 6 auf ca. 120 gestiegen.

Die Arbeitslöhne haben sich in den letzten 3 Jahren um das dreifache erhöht, gewiß ein erfreuliches Zeichen der steten Entwicklung dieser Schulen. Die Zahl derselben ist auf 5 gestiegen. Diesen steht je eine Lehrerin vor, welche nachmittags in ihrem einfachen Heim Mädchen und Frauen aus dem Dorfe zu gemeinsamer Arbeit um sich sammelt und Nähunterricht erteilt. Mit dem 11. Lebensjahre lernen diese Mädchen und zwar unentgeltlich, gegen Bezahlung auch der nicht verwendbaren ersten Arbeiten das Nähen und besuchen die Spitzenschulen bis zum Schulaustritt, also bis zum 14. Lebensjahre. Erst die spätere Zeit, meist die Verheiratung und die damit verbundene Notwendigkeit, zu Hause sich einen Nebenerwerb zu verschaffen, führt die Näherin wieder zur Spitzenarbeit zurück und es ist eine wenngleich eigentümliche Tatsache, daß trotz jahrelanger Pause das erste Stück genau so schön und akkurat ausfällt, wie jenes, mit welchem die Mädchen den Besuch der Spitzenschule schlossen.

Wilhelm Hardt in Berlin

* * *

Auf Veranlassung des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien veranstaltet der Verband Deutscher Kunstgewerbevereine in diesem Winter eine Wanderausstellung Schlesischer Spitzen in dem zum



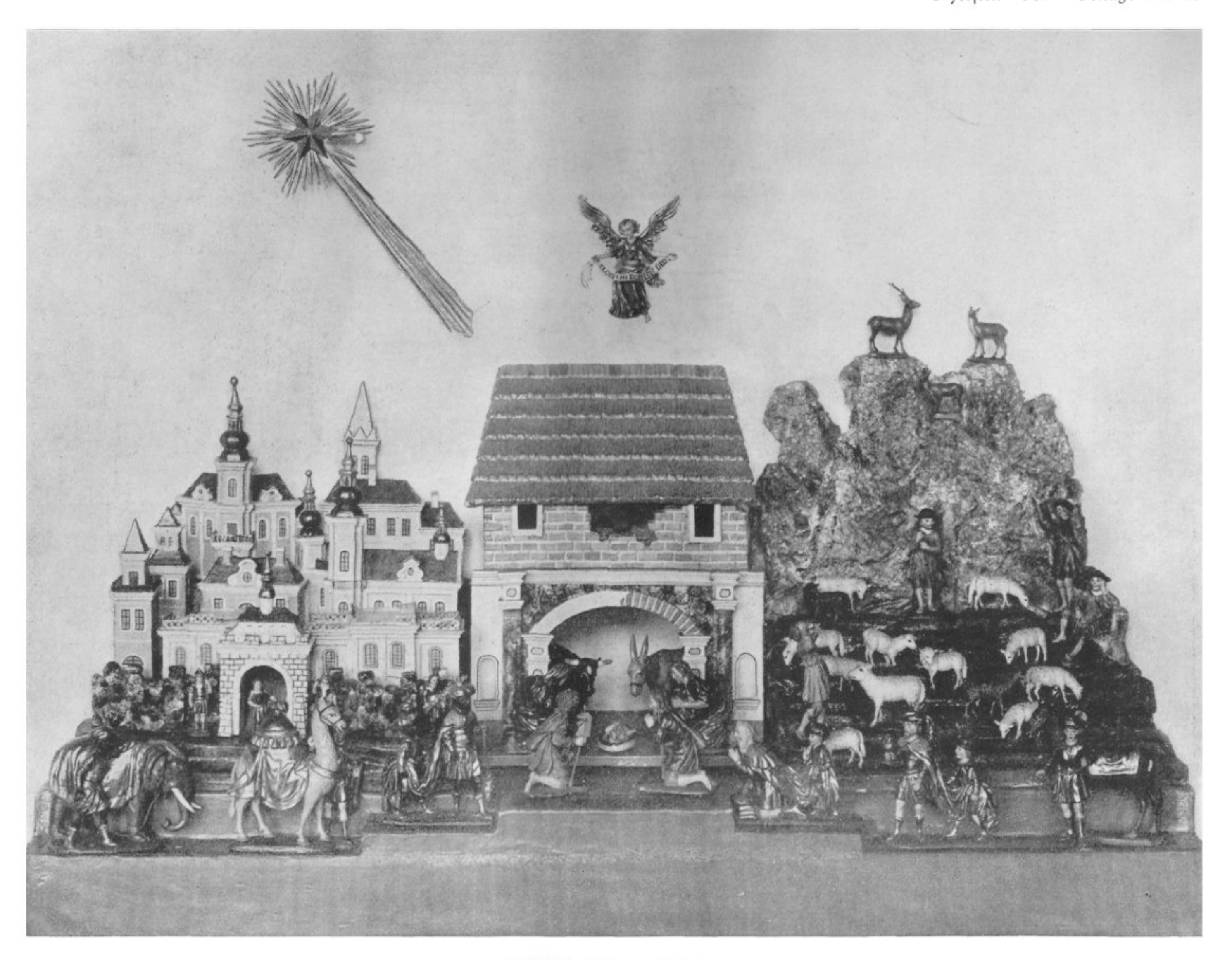
Reichsgräfin Caroline von Pückler-Burghaus im 90. Lebensjahre
Gemälde von Marie Spieler

Verbande gehörigen Vereinen, für die sich überall das größte Interesse gezeigt hat. Es beteiligen sich an ihr die drei den Deutschen Verein für schlesische Spitzenkunst bildenden Firmen: nämlich die Schlesische Spitzenmanufaktur von Amalie Metzner, die Schlesischen Spitzenschulen von M. Hoppe-Siegert, die Schulen für künstlerische Nadelspitzen von M. Bardt und H. von Dobeneck. Auch Fräulein E. Friedländer-Kentschkau beteiligt sich mit Spitzen, die nach ihren Entwürfen in den Schlesischen Spitzenschulen hergestellt sind.

Bildnis einer Neunzigjährigen

Das auf dieser Seite abgebildete Porträt der Reichsgräfin Caroline von Pückler-Burghaus hat Marie Spieler im Dezember vorigen Jahres gemalt. Wir bringen es zum 90. Geburtstage der Frau Reichsgräfin, den sie am 4. Dezember begeht. Ueber ihren Lebensgang sei folgendes in Erinnerung gebracht.

Frau Reichsgräfin Pückler, geborene Prinzessin Caroline Reuß j. L. auf Oberweistritz, Kreis Schweidnitz, wurde 1820 als Tochter Heinrich IX. Prinzen Reuß j. L. und seiner Gemahlin Dorothea Prinzessin zu Schoenaich-Carolath geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie in ihrer Heimat auf den väterlichen Besitzen von Klemzig und Trebschen im Kreise Züllichau. Schon im Alter von 12 Jahren verlor sie ihren zärtlich geliebten Vater. Die verwitwete Fürstin Dorothea ließ ihren beiden Töchtern Caroline und Marie eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen und hatte zu diesem Zweck ihren Hauptwohnsitz in Dresden aufgeschlagen. Hier sollte Prinzessin Caroline sich mit dem Fürsten Alfred Schönberg-Waldenburg verloben, doch starb der Fürst am Tage, nachdem er um die Hand der jungen Prinzessin angehalten hatte, im Jahre 1840. Als im Jahre 1842 die Heirat ihrer einzigen Schwester Marie mit dem Grafen Eberhard zu Stolberg Wernigerode, späteren Oberpräsidenten von Schlesien, erfolgt war, weilte Fürstin Dorothea mit ihren Töchtern häufig als Gast ihres Bruders, des Fürsten von Carolath-Beuthen auf Schloß Carolath. Dort begegnete Prinzessin Caroline ihrem späteren Gemahl, dem Reichsgrafen Carl Alexander von Pückler, mit dem sie sich am 6. Mai 1844 vermählte. Graf Pückler, der als Landeshauptmann von Schlesien und späterer Repräsentant der schlesischen Generallandschaft noch in lebhafter Erinnerung steht, hatte an seiner Gemahlin eine verständnisvolle Lebensgefährtin gefunden, deren vornehm gastliches Haus von der schlesischen Aristokratie sehr geschätzt war. Als treues Mitglied der Brüdergemeinde stand sie allen Wohlfahrtsbestrebungen warmherzig vor. Ein körperliches Leiden fesselt die noch in voller geistiger Rüstigkeit stehende Reichsgräfin seit Jahrzehnten an den Rollstuhl.



Schlesische Weihnachtskrippe
(Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau)